This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

TAYLOR INSTITUTION

DOMI MINA
NUS TIO
ILLU MEA

Vol. [illegible] A 385

Cabinets-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Vier und achtzigste Lieferung.

(Neue Folge. Viertes Bändchen.)

Anthologie

aus den Werken

von

Caroline Pichler.

Erstes Bändchen.

CAROLINE PICHLER

Cabinets-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

(Neue Folge. Viertes Bändchen.)

Anthologie

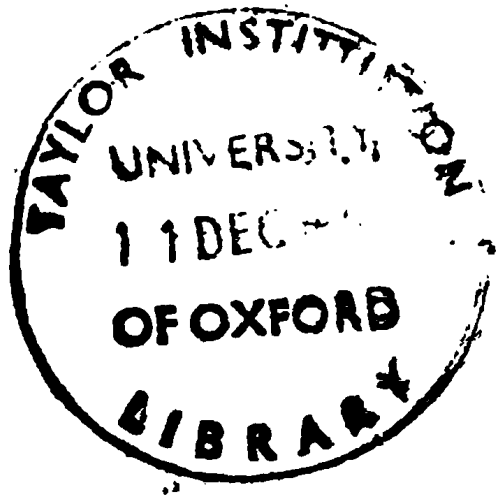
aus den sämmtlichen Werken

von

Caroline Pichler.

C H RÖI'K E

Hildburghausen u. New-York.
Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.
1830.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
11 DEC
OF OXFORD
LIBRARY

Anthologie

aus den sämmtlichen Werken

von

Caroline Pichler.

Cabinets-Ausgabe.

Erstes Bändchen.

Stille Liebe, und: Der schwarze Fritz.

(Erzählungen.)

Hildburghausen u. New-York.
Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.
1830.

Ueberblick meines Lebens.

(Von der Verfasserin).

Hundertmal schon ist das Leben einer Wanderschaft, einer Pilgerfahrt verglichen, und dieser Vergleich mit poetischerem oder unpoetischerem Sinn ausgeführt worden. Ohne ihn in seine kleinen Theile zu verfolgen, möchte ich jetzt nur bei diesem einzigen Berührungspunkt stehen bleiben, daß der Mensch wie ein Wanderer gern manchmal, bald aus Müdigkeit, bald aus Besonnenheit und stillem Vergnügen, auf seinem Wege inne halten, rückwärts blicken, die durchlaufene Bahn noch einmal in seinen Gedanken betrachten und überdenken mag, was er bisher erfahren, geleistet, gelitten, genossen, und wie

es in und um ihn stehe, in dem Augenblick, wo die vergangene Zeit lebendig vor das Auge seines Geistes tritt, und er eine Art von Recapitulation derselben zu halten im Begriff steht.

Gar wohl scheint ein solcher vergleichender Ueberblick sich dann zu schicken, wenn eine bedeutende Zeitperiode eben abgelaufen, und ein ernstes Stufenjahr erstiegen ist. So eines dünkt mich nun vor Vielen das funfzigste Lebensjahr zu sein, das ja auch in den Büchern Moses schon als Hall- oder Jubeljahr zu einem solchen Aufenthaltspunkte und zur Rückkehr aller Dinge in ihre alten Verhältnisse bestimmt war. Mit innigem Vergnügen blickt die Matrone zurück auf die Zeit, wo sie als Mädchen, als Jungfrau, als junges Weib durch Gottes Segen sich so manches Guten erfreut, feiert mit Wehmuth die Erinnerung an so viele vorausgegangene oder entfernte Lieben, und dankt der Vorsicht auch für die trüben Stunden, welche das grösstentheils heitere Gemälde ihres Lebens mehr erhoben als verdunkelten.

Was sie als Mädchen, als Tochter, als Gattin und Mutter gewesen und erfahren, kann eigentlich nur für den nächsten Kreis ihrer Freunde und Angehörigen Werth haben; aber wie sich ihr Geist ausgebildet, wie sie das geworden, als was sie dem lesenden Publikum

bekannt ist, könnte für die Welt doch einiges Interesse haben, und so mögen diese Blätter, die in etwas veränderter Gestalt vor ein Paar Jahren geschrieben, und in einer größeren Sammlung von Lebensbeschreibungen deutscher Schriftstellerinnen (Morgenblatt im Februar 1821) zu erscheinen bestimmt waren, hier auch in der wahrscheinlich letzten Ausgabe ihrer Schriften, einen geziemenden Platz finden.

Der Mensch ist zur Geselligkeit geboren. Nur im Umgange und Verkehr mit andern Menschen kann er jenen Grad von Ausbildung erhalten, zu welchem ihn die Vorsicht bestimmt, und den zu erreichen sie ihm nebst andern Fähigkeiten, welche ihn über das Thier erheben, auch das Organ der Sprache gegeben hat, worin vielleicht der Grund seiner hohen Perfectibilität liegt. Also nur unter Menschen und durch Menschen wird Jeder, was er werden kann und soll, und es ist eine Betrachtung, die uns Erstaunen und Wehmuth einflößen könnte, wenn wir bei scharfem Nachdenken über uns selbst die Macht des guten oder bösen Beispiels, des Unterrichts, der geselligen Verhältnisse u. s. w., beherzigen wollten, die von unserer ersten Kindheit an auf uns gewirkt, und das Wesen aus

uns gemacht haben, welches wir nun zu unserer Beruhigung oder — Beschämung geworden sind.

So hat sich auch an der Bildung meines Gemüthes, Erziehung, Beispiel, Umgang allmächtig erwiesen, und ich mag wohl sagen, daß ich den größten Theil dessen, was ich bin, die Richtung meines Geistes, was ich gelernt, geleistet, einer überaus sorgfältigen Erziehung, dem Beispiel verehrungswürdiger Aeltern, und dem Umgange mit schätzbaren gebildeten Menschen verdanke, denen unser Haus von meiner zartesten Kindheit an zum Sammelplatze gedienet hat.

Mein mütterlicher Großvater war Protestant und Offizier bei einem Oesterreichischen Regiment, und hatte seine einzige Tochter, nach dem Verluste seiner Frau mit beispielloser Geduld und Liebe bis in ihr fünftes Jahr erzogen. Er starb in Wien, wo sein Regiment sich damals befand, und das ganz verwaiſete, im fremden Lande verlaſſene Kind, kam durch eine sonderbare Fügung Gottes in die Hände der großen Kaiserin Maria Theresia, wurde von ihr angenommen, und am Hofe katholisch und sorgfältig zu ihrem persönlichen Dienste erzogen. Diesen trat meine Mutter auch bereits in ihrem dreizehnten Jahre an, und ver-

sich ihm mit großer Pünktlichkeit und Einsicht, sowohl als Vorleserin als in Rücksicht des Putztisches, der ihrer Sorge größtentheils anvertraut war, zur Zufriedenheit ihrer erlauchten Gebieterin durch viele Jahre, bis mein Vater ihr seine Hand bot, der sich ihr weniger durch eine schimmernde Außenseite als durch eine unendliche Herzensgüte, gründlichen Verstand und ausgebreitete Geschäftskenntnisse, schätzens- und liebenswerth machte. Diese Verbindung brachte auch ihn seiner Monarchin näher, seine Verdienste wurden von ihr erkannt, sie beehrte ihn mit ihrem vorzüglichen Vertrauen und erhob ihn zur Würde eines Hofraths und geheimen Referendarius, welcher damals, vor mehr als vierzig Jahren, von bedeutendem Einflusse war.

Dieser Posten, sein eigenes Vermögen, seine Achtung für höhere Bildung, sein Geschmack an Musik und geselliger Unterhaltung, endlich meiner Mutter lebhafter, nach Kenntnissen dürstender Geist, sammelte bald gebildete Menschen aus allen Ständen und Verhältnissen um meine Aeltern. Ihre Zirkel waren glänzend, höhere und Gleiche, Einheimische und Fremde drängten sich um sie. Jeder fand nach seiner Art in vielfachen Bekanntschaften, in geselligen Unterhaltungen, im Zusammentreffen mit

bedeutenden Menschen seine Rechnung. Die meisten einheimischen, viele fremde durchreisende Gelehrte, unter denen ich vorzüglich den Freiherrn von Nicolai aus Petersburg, und den sehr liebenswürdigen Georg Forster — den Weltumsegler — nennen muß, weil diese meinen Aeltern durch Freundschaft näher standen, besuchten unser Haus, wozu der Umstand später noch beitrug, daß mein Vater zweimal das Referat über das Schul- und Studienwesen führte, und daher in offizielle Berührungen mit mehreren Professoren und Literatoren kam.

Ich wurde im Herbste des Jahres 1769 geboren. Meine Kindheit und erste Jugend verfloß unter den gedachten Umgebungen, neben einem Bruder, der um drei Jahre jünger war als ich, nachdem drei andre Geschwister, vor und nach uns geboren, ins Grab gesunken waren. Fast die meisten berühmten Männer aus jener Periode des aufsprossenden Geistes in Oesterreich, geweckt durch den Funken, der aus Kaiser Josephs Genius in dasselbe fiel, kann ich als sehr fleißige Besucher, oder wenigstens als bessere Bekannte unseres Hauses nennen. Sonnenfels, dem sein Vaterland unendlich mehr verpflichtet ist, als es vielleicht erkennt, Denis, Abbate Metastasio, Mastalier,

Haschka, Alxinger, Abbate Maffei, dessen mathematisches Genie größtentheils die Oesterreichische Artillerie auf den bedeutenden Punkt erhoben hat, den sie jetzt behauptet, Freiherr von Jaquin Vater und Sohn, die Professoren Well, Wollstein, Ekhel, Dr. Stoll, Ratschky, Leon, Blumauer, Hofstäter, die Freiherrn von Sperges und van Swieten gehörten unter die öfteren oder seltneren Erscheinungen im Abendzirkel oder am Tische meiner Aeltern. Heiteres geistreiches Gespräch, literarische und politische Neuigkeiten, alles, was im Gebiete der Künste, besonders der Musik, wozu mein Vater mich vorzüglich anhielt, die aber bei mir nie zur Liebhaberei wurde, Neues erschien, ward bei uns gezeigt, gelesen, oder doch besprochen. Und wenn wir gleich als Kinder und heranwachsende junge Leute, zur Bescheidenheit erzogen, uns nie einfallen ließen, mit zu reden, so hörten wir doch zu, wenn Kluge Kluges sprachen, und mancher Saamen fiel in die jungen Gemüther.

Als mein Bruder beim Hofmeister Latein zu lernen anfing, hießen meine Aeltern mich auch diese Stunden besuchen, und besonders suchte Herr Haschka, der damals in unserm Hause wohnte, mir Liebe für diese Sprache

einzuflößen. Sie zog mich auch bald an, und ich fing an, ihre Schönheit und Kraft zu ahnen. Nun lasen Haschka und Kringer die Klassiker mit sorgfältiger Wahl und belehrenden Bemerkungen mit mir, sie führten mich, da ich schon früher einige kindische Versuche im Dichten gemacht hatte, in die Grundsätze der schönen Wissenschaften ein, sie lehrten mich deutsche und ausländische Dichter begreifen, wie ich denn überhaupt diesen treuen Freunden meiner Aeltern, und Herrn von Leon, jetzt Custos an der k. k. Bibliothek, den größten Theil meiner Anleitung zur Aesthetik verdanke. In der Religion, Geschichte und Naturgeschichte war der verstorbene Herr Bischof von Linz, Joseph Gall, einer unserer verdientesten Geistlichen, noch als Catechet an der Normalschule, mein Lehrer, und auch die übrigen Freunde, wie Doctor Stoll, Abbate Massei, Professor Mastalier gaben sich gütig mit der heranwachsenden Tochter ihrer Freunde ab, und pflanzten manchen Keim in den empfänglichen Grund meines Gemüthes.

Unter allem, was ich zu lesen bekam, zog mich nichts so sehr an, als geistliche- und Hirtengedichte. Geßners Idyllen, sein Tod Abels, Miltons verlornes Paradies, die Noachide, und später die Messiade wirkten mit großer

Gewalt auf mich. Die letzte habe ich seit
nem zwanzigsten Jahre fast alljährlich d
gelesen; denn von allen Schriftstellern aus
frühern Periode unserer Literatur haben K
stock und Herder den tiefsten Eindruck auf
gemacht, und, wenn ich so sagen darf, die S
tung meines Geistes bestimmt.

Mit Vergnügen erinnere ich mich aber
jetzt, nach mehr als dreißig Jahren, leb
des Abends, wo zuerst bei uns eine Idylle
Vossens Luise, das Fest im Walde, in
ersten, aber vielleicht frischeren Jugendge
wie sie dem Geiste des Verfassers entst
war, vorgelesen ward. Das war meine A
dies heitre, in sich selbst beruhende, still
schloßne, von Armuth wie von Ueberfluß
fernte, und durch religiösen Sinn geheiligt
ben einer frommen Familie auf dem La
Sophiens Reisen von Memel
Sachsen (ein zu bald, über manchem
ger Guten vergeßner Roman) bildete
Ideen weiter in mir aus, und die Frau
Landpfarrers, wie Pastor Groß in jenem
man, oder wie Arnold Ludwig Blum in
Luise zu werden, war das Ideal mensch
Glückseligkeit für mich, als ich vierzehn
fünfzehn Jahr alt war, und scheint mir
jetzt ein höchst wünschenswerther Zustand.

Unterdessen ging aber auch der Unterricht in ernsteren Gegenständen vorwärts. Nebst dem Latein lernte ich die lebenden Sprachen, Französisch, Italienisch und Englisch, um ihre besten Schriftsteller lesen und genießen zu können. Zur Belustigung und zur Uebung eines trefflichen Gedächtnisses, das die Natur mir gegeben, lernte ich jeden Tag etwas auswendig, und noch jetzt könnte ich viele aus Gellerts Fabeln und geistlichen Liedern, so wie aus Bürgers und Stollbergs Romanzen, hersagen, welche ich mit meinem Bruder, als ein ziemlich wildes Mädchen, dem es an weiblichen Spielgefährten gebrach, bald recitirte, bald mimisch darstellte.

Aber die Jahre der Kindheit und ersten Jugend waren vorüber. Ich trat in die Welt und in den Kreis weiblicher Pflichten ein. Meine Mutter, die über die Bildung des Geistes die viel nöthigere zur Häuslichkeit nicht vergessen hatte, hielt mich streng hierzu an, lehrte mich diese lieben, und als die erste und wichtigste Bestimmung des Weibes betrachten, und bewahrte auf diese Weise meinen Charakter vor mancher falschen Richtung. Doch gönnte sie es mir gern, mich in Mußestunden mit Lesen, Dichten und Musik zu beschäftigen. Diese letztere wurde in unserm Hause, nach dem Wunsche

meines Vaters, viel getrieben, der große Mozart, obwohl nicht mein Lehrmeister, schenkte mir manche Stunde, ich hatte oft Gelegenheit ihn spielen zu hören, und mich nach seiner Anweisung zu vervollkommnen. Aber die größte Lust gewährte es mir, mich im Reiche der Phantasie zu ergehen, und Idyllen nach den Vorbildern, die ich vor mir hatte, erst im Geßnerschen, dann im Vossischen Ton zu versuchen. Mitunter dichtete ich auch Lieder, Balladen, übersetzte aus fremden Sprachen, und wurde endlich durch meine Liebe zu ländlicher Stille, und meine Aufmerksamkeit auf die Pflanzenwelt und die Natur um mich her dahin geleitet, eine Art Verhältniß zwischen der physischen und moralischen Welt, und gemeinschaftliche Gesetze, die in beiden walteten, zu bemerken, und in Betrachtungen auszudrücken. So entstanden die Gleichnisse, welche ich, aber blos im Manuscript meiner liebsten und ältesten Jugendfreundin, Fräulein Josepha von Ravenet, zueignete, mit der mich seit mehr als dreißig Jahren ein festes Band der Freundschaft so wie eine völlig gleiche Gesinnung verbindet.

Mein Bruder, einer der besten Menschen, die ich je gekannt, ein warmer Freund alles Guten und Wahren, hatte sich um diese Zeit (in den Jahren 1791 — 1792) mit einigen Jüng-

lingen seines Alters, mit denen er in Geschäfts- und geselligen Beziehungen stand, und wovon die meisten, welche nicht ein allzufrüher Tod, wie den guten Bruder selbst, hingerissen, jetzt bedeutende Staatsämter bekleiden, zu einer literarischen Gesellschaft verbunden, deren Zweck es war, sich für ihre künftige Bestimmung als Staatsbeamte, und überhaupt zu veredelten Menschen auszubilden. Sie schrieben kleine Aufsätze über philosophische oder politische Gegenstände, lasen sie sich gegenseitig vor, beurtheilten sie schriftlich, und verbanden so in ihren freundschaftlichen Zusammenkünften heitern Genuß mit wissenschaftlichen Zwecken. Mich reizte diese Beschäftigung; ohne meinen Namen zu unterzeichnen, ohne persönlich in jenen Gesellschaften zu erscheinen, übergab ich meinem Bruder auch Aufsätze über jene aufgegebenen Gegenstände, die nicht außer meiner Sphäre lagen, und unterwarf mich der strengen Kritik der Mitglieder. Dieser Uebung im richtigen Auffassen, Beleuchten und Entwickeln der Begriffe, in grammaticalischer Strenge der Sprache, und zierlicher Reinheit des Styls, verdanke ich einen großen Theil meiner schriftstellerischen Ausbildung; aber ich verdankte diesem Vereine edler junger Männer noch mehr, die nähere Bekanntschaft mit meinem Gemahl. Auch er war

einer der Jugendfreunde meines Bruders und ein Mitglied jener Gesellschaft. Ich lernte in seinen Aufsätzen seinen richtigen Verstand, sein feines Gefühl, seine tiefe Gluth für alles Gute, für das Wohl seines Vaterlandes und der Menschheit kennen und schätzen. Unsere Herzen begegneten sich sich in mancher gleichen Empfindung, in mancher übereinstimmenden Ansicht auf eine überraschende Art in unsern Aufsätzen. Wir fingen an, uns zu lieben, meinen Aeltern war diese werdende Neigung kein Geheimniß, sie sahen sie wachsen und segneten sie, und ich ward im Mai des Jahres 1796 sein glückliches, noch jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, von ihm zärtlich geliebtes Weib. Anderthalb Jahre darauf erfreute uns die Geburt eines wohlgebildeten Mädchens, die aber unser einziges Kind blieb. Einige Monate nach ihrer Erscheinung verehlichte sich mein Bruder mit einer meiner Jugendgespielinnen, und kurz darauf starb unser guter Vater, nachdem er mehrere Monate gekränkelt hatte, im Junius 1798. Nun blieben wir zwei jungen Paare bei meiner Mutter, und machten nur Eine Haushaltung aus, in einem bequemen Hause einer anmuthigen Vorstadt, das in seinem geräumigen Garten, und einer der ländlichen sich nähernden Lebensweise mir eine entfernte Verwirklichung meines Ju-

gendwunſches bot, und das wir noch bewohnen, da meines Mannes Geſchäfte, als Regierungsrath, ihm nicht erlauben, den Sommer ganz auf dem Lande zuzubringen.

Nicht im Aeußern meiner Verhältniſſe, aber in meinem Leben als Dichterin, begann nach meiner Verheirathung eine neue Periode. Mein Mann hatte ſo viele Freude an meinen kleinen Verſuchen, daß er mich überredete, die Gleichniſſe, welche er unter meinen Papieren gefunden und mit Intereſſe geleſen hatte, zu überarbeiten und herauszugeben, weil er dafür hielt, daß dies Buch, beſonders jungen Perſonen meines Geſchlechtes, nützlich werden könnte. Ich erſchrack vor dieſem Gedanken. Außer einigen Kleinigkeiten hier und da in Almanachen war nie etwas von mir gedruckt erſchienen, und dieſe hatten nur geringe Anſprüche gemacht. Nun aber ſollte ich mit einer gewiſſen Anmaßung auftreten, ein eignes Bändchen unter meinem Namen erſcheinen laſſen, mich in die Reihe der Autoren ſtellen! Es ſchien mir unmöglich; und nur nach langer Prüfung, und nachdem ich das Manuſcript dem Urtheil einiger würdigen Gelehrten und vertrauten Freunde unterworfen und ihre aufmunternde Beiſtimmung erhalten hatte, erſchien es zuerſt im Jahre 1800. Es ward beſſer aufgenommen als ich gedacht

hatte. Klopstock selbst, mit welchem meine Mutter, so wie mit Lavater, früher in einem Briefwechsel gestanden, der nur ihrer schwachen Augen willen aufgegeben wurde, schrieb nach langer Unterbrechung über diese Gleichnisse einen sehr freundschaftlichen Brief an sie, und freute sich dieser Erscheinung. Eben so erhielt ich einige Jahre später vom Freiherrn Nicolai sehr ehrenvolle Briefe, und das Geschenk eines seiner Werke, da er sich mit Vergnügen bei Erscheinung meiner Arbeiten der Frau erinnerte, welche er während seiner Anwesenheit in Wien 1782 als Kind oft gesehn hatte.

Dieser günstige Erfolg erweckte in mir die Lust, mich an etwas Anderem zu versuchen, und einen kleinen Roman zu schreiben. Ein Traum, (wie denn überhaupt viele meiner Erzählungen ihren Ursprung aus irgend einer kleinen Veranlassung, Anekdote — Traum — Bild — herleiten) gab mir die Idee zum Olivier, der zuerst aus Scheu in einem Almanach unter fremden Namen erschien, und unter dieser Hülle in demselben Blatte arg mitgenommen wurde, in welchem er zwei Jahre darauf, als er mit meinem Namen einzeln abgedruckt wurde, viel Lob erhielt. Ich führe dies nur beiher an, um zu zeigen, was ich mit Grund von jeher von Recensionen, wie sie gewöhnlich sind, hielt,

und zu halten Ursache hatte, obwohl ich für meine Person mich nicht über diese Herren zu beklagen habe, die größtentheils sehr artig mit mir verfuhren.

Nach einem größern Plan, aus heitern und trüben Erinnerungen meiner Jugend, aus manchen Charakterzügen und Gestalten, welche mir vorgekommen waren, mit jener Abänderung, welche die poetische Idealisirung zur Pflicht macht, entstand im Jahre 1803 Leonore. Ihr folgte, weil mein Mann es wünschte, und weil seine Freude an meinen Arbeiten mich hauptsächlich dazu antrieb, bald ein Bändchen der Idyllen, die ich meistens lange vor meiner Verheirathung gedichtet. Bald darauf erschien Ruth, die ich in einem sehr angenehm zugebrachten Winter zugleich mit Herrn Carl Streckfuß (bekannt durch frühere Werke, und jetzt durch seine meisterhafte Uebersetzung des Ariost) der damals in unserm Kreise lebte und eine Zierde desselben war, und gleichsam zur Wette mit ihm dichtete.

Um diese Zeit im Jahr 1804 verlor ich meinen edlen Bruder nach einer langen sehr schmerzhaften Krankheit, nachdem auch ihm ein Paar Jahre früher seine sehr geliebte Frau der Tod entrissen, und die Wunden, welche jener Verlust schlug, nie ganz geheilt worden waren.

Der Name, welchen mir jene Arbeiten verschafften, und die Neigung meiner Mutter, welche auch die meinige war, gebildete Menschen um uns zu versammeln, hatten mittlerweile einen neuen Kreis sehr schätzbarer Männer um uns gezogen. Baron von Hormayr, Hofrath von Collin und sein Bruder, Regierungsrath von Ridler, Herr Direktor Bierthaler, Freiherr von Türkheim, Hofrath von Hammer, Direktor Füger, Herr Streckfuß, dessen ich schon erwähnte, und andre so wohl hiesige als fremde Gelehrte, oder sonst sehr gebildete Menschen schlossen sich bald durch gesellige oder auch freundschaftliche Bande an uns. Baron von Hormayr führte mich in das, von mir bisher nicht genug beachtete, Gebiet der Geschichte ein, er lehrte mich mein Vaterland mit ganz andern Blicken betrachten, er veranlaßte mich so wie mehrere seiner Freunde, uns vorzüglich mit der Geschichte Oesterreichs zu beschäftigen, und die Gegenstände unserer Arbeiten aus derselben zu wählen. So entstanden meine meisten Romanzen und manche Erzählungen, und so wurzelte auch die Liebe zu meinem Geburtslande, dessen schönste Epoche unter Maria Theresia und Joseph II. mit der goldenen Zeit meiner Jugend zusammen fiel, und zu dem Fürstenhause, dessen hohe schöne

Gestalten in ihrer herablassenden Milde mir aus früher Kindheit vorschwebten, wo ich mit meiner Mutter oft nach Hofe gekommen war, tief in meiner Seele.

Noch während der Lebzeit meines Bruders, und oft an seinem Schmerzenslager, um ihn zu zerstreuen, hatte ich Gibbons Geschichte vom Verfall des römischen Reiches gelesen, und war von den kalten Ansichten, den schneidenden Urtheilen des sonst sehr geistreichen Verfassers über unsere christliche Religion tief verletzt worden. Der Wunsch, eine Geschichte zu erfinden, in welcher durch die Anordnung der Begebenheiten und die Richtung des Ganzen Wahrheit ans Licht gestellt würde, welche eine unpartheiische Betrachtung der Geschichte uns lehrt, daß nämlich das Christenthum höchst wohlthätig und beglückend auf die Veredlung der Menschheit gewirkt hat, gab die Veranlassung zum Agathokles. Ich arbeitete über zwei Jahr daran, und er erschien 1808.

Das folgende Jahr 1809 war zu stürmisch für mein Vaterland, und daher zu schmerzlich für mich, als daß es irgend etwas von Bedeutung hätte in mir hervorbringen sollen. Aber im Winter 1810, nachdem jene Unglücksstürme vertobt hatten, und wir den traurigen Zustand unsers Vaterlandes mit Wehmuth be-

trachten konnten, regte jene allgemeine elegische Stimmung auch mich an, und ich schrieb die Grafen von Hohenberg, deren Elemente aus der Geschichte, den Gegenden und Sagen Oesterreichs zusammengesetzt sind, und die die Ansichten jener Zeit und ihre düstern Schatten, durch den Ton, der in ihnen herrscht, beurkunden.

Schon lange hatte mein Mann gewünscht, daß ich einmal etwas dramatisches zu schreiben versuchen sollte. Mir schien diese Form die schwierigste; dennoch überwand der Wunsch, ihm Freude zu machen, meine Furcht, und ich arbeitete fast ein Jahr lang an dem Trauerspiel Germanicus, dessen Fehler ich jetzt sehr wohl einsehe, und weiß, was ihm gebricht, um theatralischen Werth zu haben. Mit der größten Vorsicht und unter dem strengsten Geheimniß wurde es der Direction überreicht, und im December 1812 im k. k. Burgtheater aufgeführt. Der zwar nicht rauschende aber darum unpartheiische Beifall, den es dennoch erhielt, munterte mich auf, auf dieser Bahn fortzuschreiten, und so begann ich im verhängnißvollen Sommer von 1813 das Trauerspiel: Heinrich von Hohenstaufen. O wie viel heiße Thränen flossen dem Schicksal Deutschlands und meines Vaterlandes während der Beschäftigung mit den vier ersten Acten!

Die Nachricht von dem Siege bei Kulm richtete zuerst den gesunkenen Geist wieder auf, und ich endigte den fünften Act im Vorgefühl des Triumphs. Diesem Stücke ward eine Ehre und Aufnahme, deren sich nicht leicht ein Anderes erfreuen konnte; denn die Direction war so gütig, es zur Benefizvorstellung für die in der Leipzigerschlacht verwundeten Krieger, drei Tage nach der Ankunft des Couriers, während ganz Wien im Taumel der Freude schwamm, und halb Europa in unsern Jubel einstimmte, mit großer Feierlichkeit aufführen zu lassen. Die vollständige Erleuchtung des Schauspielhauses, das Bild des Monarchen, welches während des Prologs auf dem Theater stand, die Anwesenheit des ganzen übrigen Hofes, das Lied: Gott erhalte den Kaiser, das unter dem ungestümsten Vivatrufen abgesungen wurde, Alles stimmte die Gemüther im Voraus günstig, das Stück wurde mit lautem Beifall aufgenommen, jede einer Deutung fähige Stelle aufgefaßt, und so konnte ich wohl sagen: die mit Thränen säeten, werden mit Frohlocken erndten.

Eine günstige Verkettung der Umstände brachte mich auch in freundliche Verhältnisse mit den meisten und vorzüglichsten Schriftstellerinnen meines Vaterlandes. Frau von Batsany, mehr und früher unter ihrem Fa-

milienamen Fräulein von Baumberg bekannt, war in meiner Jugend eine meiner liebsten Gefährtinnen; ihre nachmaligen Schicksale führten uns auseinander. Späterhin lernte ich Frau von Weisenthurn, Freiin Maria von Zay, Frau von Neumann und Fräulein Thereſe von Artner, in der literariſchen Welt bekannt unter dem Namen Theone, kennen und achten, und mit der letzten verband mich eine wunderbare Uebereinſtimmung der Gemüther zu einer innigen Freundſchaft. In allen dieſen Frauen lebte jene Achtung für echte Weiblichkeit, Häuslichkeit und Ordnung, welche allein, nach meinem Gefühl, weiblicher Schriftſtellerei ihren wahren Werth und den Freibrief giebt, unter welchem ſie ſich, ohne gerechten Tadel zu fürchten, der Welt zeigen darf.

Noch hatte bis zum Jahr 1815 der gütige Himmel meiner trefflichen Mutter das lange ehrenvolle Leben in ziemlich heitern Schickſalen gefriſtet, bis ſie, die die Stürme des Vaterlandes mitgetragen, auch ſeine Rettung und ſeinen erneuerten Glanz wieder geſehen. Sie ſtarb im Jänner des obengenannten Jahres, bei übrigens vollkommner Geſundheit, und im Beſitz aller ihrer reichen geiſtigen Kräfte, geachtet und verehrt von Allen, die ſie gekannt, ganz ſo, wie ſie es oft gewünſcht, an einem Schlag-

fluß, mitten in den regen freudigen Leben, welches der Congreß zu Wien verbreitete, dessen mancherlei Annehmlichkeiten durch interessante Bekanntschaften und lebhafte Geistesanregungen sie noch in ungestörter Heiterkeit genossen hatte.

Seitdem habe ich manche Erzählung, (unter denen der Schwarze Fritz, Stille Liebe und der Badeaufenthalt als die vorzüglichsten gelten), einige dramatische Arbeiten, und bei geselligen und öffentlichen Veranlassungen manches kleine Gedicht gemacht, und die Sammlung meiner Arbeiten ist in vier und zwanzig Bänden *) erschienen. Meine letzte größere Arbeit bis jetzt, und wahrscheinlich wohl für mein Leben, welches sich schon jenem Alter naht, wo man sich freiwillig ein Ziel stecken soll, um sich nicht selbst zu überleben, war der Roman in vier Bänden: Frauenwürde, in welchem ich manche Beobachtung und Erfahrung meines ziemlich langen Lebens ebenfalls mit Veränderungen niedergelegt habe, welche Klugheit und poetische Behandlung unerläßlich machten. Möchte er das Gute stiften, welches ich dabei beabsichtigt, und, indem ich ihn durch durch die

*) Neueste Ausgabe ihrer sämmtlichen Werke, Wien 1829, in 40 Bänden.

zweite Hälfte das Motto aus Schillers Braut von Messina: Der Uebel größtes aber ist die Schuld, gleichsam zum Gegenstücke des Agathokles bestimmt habe, auf dem die erste Hälfte jenes Spruches steht, mir auch so viele Freude und Beruhigung, wie dieser gewähren, aus welchem manches leidende Gemüth, wie mir zu oft schriftlich und mündlich versichert worden ist, als daß ich es blos für Schmeichelei halten sollte, Trost, manches zweifelnde Ruhe geschöpft hat, und manches gute Herz mir in der Ferne gewonnen ward!

Die Verfasserin dieser Selbstbiographie, endete (1824) in einem Anfall von Melancholie freiwillig ein Leben, in dem sie des Guten so Vieles gewirkt hat.

Stille Liebe.

Die Präsidentin von Almstein trat in das Zimmer ihrer Töchter, um ihnen zu verkündigen, daß sie die nächste Woche auf einen glänzenden Ball zum **schen Gesandten gebeten wären, und legte die neuesten Hefte des Modejournals auf den Tisch, aus denen sich die Mädchen Anzüge wählen sollten. Mit frohem Gesichte sprang Caroline, die jüngere, von der Arbeit empor, nahm die Hefte begierig in die Hand, und blätterte darin, indem sie mit fröhlicher Gesprächigkeit die Zeichnungen lobte, verwarf und wählte. Ganz still saß die ältere Schwester

neben ihr. „Du sagst gar nichts, Henriette,“ rief die Präsidentin etwas unwillig: „Freust du dich nicht?“

Sie wissen, liebe Mutter, daß ich dergleichen Feste nicht liebe, und wenn sie mir erlauben wollten . . .

„Zu Hause zu bleiben, nicht wahr? Da wird nichts daraus. Du mußt mit. Ich begreife wohl, daß du mit deinem Gesichte nicht gern neben Carolinen erscheinst; aber eben deßwegen sollst du mit, und sollst eben so hübsch angezogen sein, als sie. Ich will nicht, daß man mir nachsage, ich machte einen Unterschied unter meinen Kindern, ich setzte dich zurück, weil du häßlich bist.“

Sie ging. Sie glaubte dadurch der Welt zu beweisen, daß sie die schöne Caroline ihrer Schwester nicht vorziehe; aber die Welt glaubte es doch nicht. Schon seit ihrer ersten Kindheit war Henriette das zurückgesetzte, verstoßene Kind gewesen, und die Präsidentin fühlte sich wahrhaft erleichtert, als vor ungefähr zehn Jahren ihre Schwester, die verwittwete Generalin, das Mädchen von ihr verlangte, um ihr, bei dem Mangel an eigenen Kindern, in ihrer ländlichen Einsamkeit Gesellschaft zu leisten.

Hier wurde Henriette mit Sorgfalt und Liebe erzogen. Ihre Tante, eine vortreffliche Frau,

bildete ihren lebhaften Geist und ihr gefühlvolles Herz nach den richtigsten Grundsätzen. Sie suchte die Abwesenheit äußerer Reize durch einen Ueberfluß an inneren zu ersetzen. Henriette wußte wohl, daß sie nicht hübsch war; aber auf dem Lande, als Nichte einer allgemein verehrten Frau, als ein Mädchen, das auch ohne diese Rücksicht, um seiner selbst willen, geschätzt und gesucht wurde, fiel es ihr nie ein, daß der Mangel an Schönheit ein so großer Fehler, ein so wichtiges Hinderniß sein könnte, in der Welt zu gelten und sein Glück zu machen. Die Tante starb, und der Präsident nahm seine Tochter zurück. Hier erfuhr sie nun mit einem höchst bittern Gefühle, daß man auf eine Naturgabe, die so wenig von uns abhängt, die sogar keinen Einfluß auf unser wahres Verdienst hat, einen so entschiedenen Werth legte. Niemand bemerkte sie, wenn sie neben ihrer schönen Schwester erschien, niemand sprach mit ihr; und gekränkt und verschüchtert durch dieses Betragen vergaß oder verschmähete sie, jene Vorzüge geltend zu machen, die ihr vielleicht hier und da die Aufmerksamkeit eines besseren Menschen zugezogen haben würden. So sah sie denn auch diese dem lieblichen Zauber folgen. Sie blieb still, vergessen, allein mitten in dem bunten Schwarme

und die unzarte Behandlung ihrer Mutter vollendete die tiefe Kränkung, die so oft mit heißen Thränen den Verlust ihrer trefflichen Tante und die schöne Zeit ihrer früheren Jugend beweinen machte.

Caroline, obwohl von ihren Aeltern angebetet und von der Welt mit Schmeicheleien überhäuft, hatte ein unverdorbenes Gefühl treu bewahrt. Sie liebte ihre Schwester innig; aber auch sie war nicht ganz zufrieden. Der Wille ihres Vaters und eine Art von Familienarrangement bestimmten sie zur Braut eines Verwandten, den sie nur als Kind gekannt hatte, und von welchem sie seit mehr als zehn Jahren nichts weiteres wußte, als daß er Major, ein sehr schöner Mann und ein braver Soldat sei. Caroline war nicht gebildet genug, um von einer zarten Harmonie der Gemüther Ahnung zu haben; aber sie zitterte vor dem Gedanken, einem Manne die Hand reichen zu müssen, der ihr vielleicht gar nicht gefallen könnte. Die Mädchen weinten und trösteten sich miteinander; und dieß Verhältniß machte sie einander immer lieber und unentbehrlicher.

Der Präsident von Almstein war der letzte männliche Sprosse von der jüngern Linie seines Hauses, die durch einen sonderbaren Zufall alle Rechte und Güter der älteren besaß. Sein

Grosvater hatte von zwei Frauen zwei Söhne, die er, wie ihre Mütter, mit ungleicher Zärtlichkeit liebte. Den ältesten hielten, nach dem Tode seiner Mutter, häuslicher Unfrieden und seine eigene Neigung beim Soldatenstande. Hier erwarb er sich die Liebe und Achtung, die man ihm im väterlichen Hause versagte. Hier stieg er durch eigenen Werth bis zum General empor; aber schon in der Blüthe der männlichen Jahre hatten mancherlei Ungemach und Beschwerden und gefährliche Wunden seine Gesundheit so erschöpft, daß er einem nahen Tode oder einem siechen Alter entgegen sah. Er gab jeden Gedanken an eheliches Glück und die Freuden der Nachkommenschaft auf; und in dieser Stimmung gelang es einem sogenannten Freunde, der aber nichts als ein Abgeordneter seiner Stiefmutter war, den Lebensmüden zur Abtretung aller Güter an seinen jüngern Bruder, für die Erhaltung des Hauses, zu bereden. Nicht lange darnach starb der Vater, und der jüngere Sohn trat die grosen Reichthümer an. Der General zog sich auf das einzige Landgut, das ihm geblieben war, zurück, und sah sein Leben still und ruhig verflieſsen. Aber in dieser ländlichen Stille und Ruhe erholte sich seine Gesundheit, das Dasein wurde ihm wieder lieb; er fand ein Mädchen, dessen Schönheit

und ſanfte Güte ſein Herz rührte, das ſich gern entſchloß, ſein kleines Vermögen und jedes Schickſal mit ihm zu theilen. Sein älteſter Sohn betrat die Bahn ſeines Vaters, ſein Enkel, eben derſelbe Major, dem Caroline beſtimmt war, hatte ſich bereits bedeutenden Ruhm erworben, und der Präſident betrieb mit außerordentlichem Eifer dieſe Familienverbindung, welche die beiden Zweige des Hauſes vereinigen, und den älteren wieder in den Beſitz der Güter ſetzen ſollte, die er durch ein halbes Jahrhundert entbehrt hatte.

Vergebens ſuchte Caroline unter allerlei Vorwand ihren Vater von dieſem Plane abzubringen, der ihr für ihr künftiges Glück ſo gefährlich ſchien; aber er war unerſchütterlich, und es ſchien ſogar, als ob er geheime Urſachen habe, als ob ein Theil ſeiner Ruhe und Zufriedenheit davon abhinge.

So vergingen viele Monate. Gegen das Ende des nächſten Herbſtes erhielt der Präſident Nachricht, daß der Major Urlaub nehmen werde, um in die Reſidenz zu gehen und ſeine Braut kennen zu lernen. Das Gerücht flog ihm voran und verkündete Carolinen und den Damen der Reſidenz in dem Major den ſchönſten, edelſten, tapferſten Officier, von deſſen Bravour und Güte ſo manche Anekdote zu er-

zählen war. Er war es, der einst fast ganz allein eine feindliche Schanze erstürmt, einen feindlichen General, den er verwundet und gefangen genommen, mit Gefahr seines Lebens vor Unbilden geschützt und aus der Schlacht getragen hatte; er war es, dem ein angezündetes Dorf seine Rettung, so viele Unglückliche ihr Leben oder die Erhaltung ihrer Habe dankten. Schon einige Tage vor seiner Ankunft war er der Gegenstand des Gespräches; und obwohl man wußte, daß seine Hand versagt war, hinderte dieß doch manche Schöne nicht, wenigstens Plane auf sein Herz zu entwerfen.

Am gespanntesten erwarteten ihn natürlicher Weise seine Braut und ihre Schwester, und ihre stillen herzlichen Unterredungen drehten sich nur um ihn. Eines Abends war zahlreiche Gesellschaft in ihrem Hause, als auf einmal sich die Thüren öffneten, und ein junger Mann in Uniform, mit dem Orden an der Brust, eintrat — eine der schönsten männlichen Gestalten und zugleich so viel Edles in Haltung und Blick, daß die Augen, die sich nach ihm gewandt hatten, unwillkürlich an ihm hängen blieben. Mit bescheidener Zuversicht ging er auf den Präsidenten zu, und überreichte ihm einen Brief, den dieser nicht so bald erbrochen und einen Blick hinein ge-

worfen hatte, als er den jungen Mann mit herzlicher Freude umarmte, und ihn seiner Frau und den ganzen Cirkel als seinen Neffen, den Major von Almstein, vorstellte.

Caroline erröthete bis unter die Locken. Das war also der Mann, mit dem sie unauflöslich verbunden werden sollte! Wenigstens war die Erscheinung nicht unangenehm; und ihr Blick kehrte eben so oft verstohlen auf den schönen Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit zurück, als ihre Mutter die ihrigen triumphirend herum blicken ließ, um der Gesellschaft zu sagen: „Dieser Phönix, von dem das Gerücht so viel erzählt hat, dessen Anblick noch weit mehr verspricht, ist unser, ist das Eigenthum der bewunderten Caroline!“

Auch Henriettens Augen waren auf ihn gefallen, und eine bebende Empfindung durchschauerte ihr Innerstes. So hatte sie sich einen vollkommenen Mann gedacht! Unter ähnlichen Zügen war ihr öfters ein Ideal in stillen Träumen erschienen! Sie erblaßte, denn der Mann war der Bräutigam ihrer Schwester; und als Alles sich freudig um ihn her drängte, zog sie sich still mit der tiefen Wunde im Herzen zurück. Er hatte sie kaum bemerkt. Auf ihrem einsamen Zimmer fiel ihr Blick schmerzlich in den Spiegel — und Thrä-

nen traten in ihr Auge. Sie nahm sich vor, den gefährlichen Mann so viel als möglich zu vermeiden, um den Pfeil nicht noch tiefer in ihr Herz zu drücken.

Der Major ward bald einheimisch im Hause seiner Verwandten, und alles schien den gewünschten Gang zu gehen. Carolinens Gestalt hatte ihn zuerst angezogen; ihre natürliche Güte hielt ihn fest. Er bemerkte wohl, daß es ihr an Geistesbildung fehlte; aber er nahm sich vor, da sie so jung war, das Versäumte mit ihr nachzuholen, wenn sie seine Frau sein würde. Er entdeckte einen großen Antheil von Leichtsinn und Hang zu Putz und Zerstreuung in ihr, und er schmeichelte sich, wenn sie ihn recht kennen und lieben gelernt hätte, daß sie in dieser Liebe und dem häuslichen Glücke Ersatz für jene schimmernden Freuden finden werde. So verlor diese Familienverbindung, die seiner Sinnesart im Anfange sehr gewidert hatte, allmählich ihr Abschreckendes; er gewöhnte sich an den Gedanken, Carolinen als die künftige Gefährtin seines Lebens zu denken. Er empfand keine Leidenschaft für sie, sie war ihm nicht unentbehrlich zu seiner Glückseligkeit; aber er war ihr herzlich gut, und hoffte mit diesem Gefühle eine recht glückliche Ehe führen zu können.

Seltsam kam ihm das Betragen seiner künftigen Schwägerin vor. Daß sie weit mehr Verstand und Bildung, überhaupt mehr Charakter hatte, als ihre Schwester, wurde ihm bald aus den wenigen Gesprächen gewiß, zu denen er sie gleichsam zwang; was Caroline ihm von ihrem vortreflichen Herzen sagte, bestätigte die Meinung, die er selbst von ihr gefaßt hatte, und er achtete sie recht sehr, ohne sie eigentlich zu kennen. Aber es war ihm unmöglich, sich ihr mehr zu nähern, da sie ihn geflissentlich mied und alles that, was in ihrer Macht stand, um jedes Beisammensein mit ihm, besonders mit ihm allein, zu verhindern.

Die Aeltern bemerkten dies Betragen, und redeten darüber mit Henrietten. Diese wußte ihr Benehmen geschickt unter allerlei Vorwänden zu entschuldigen; da sie aber nichts daran änderte, überzeugten sich endlich die Aeltern, daß sie einen geheimen Haß gegen den Major, oder eigentlich gegen diese Verbindung hegen müsse, indem Carolinen der allergrößte Theil des Vermögens bestimmt, und ihr nur eine ganz mäßige Summe versichert war.

Henrietten kränkte diese Vermuthung tief; aber sie that nichts, um sie zu zerstören. Sie

hätte alles, ja den Tod lieber erleiden, als ihre unglückliche Leidenschaft für einen Mann verrathen wollen, der ihrer Schwester bestimmt und mit dieser Bestimmung so zufrieden war. Auch der Major fing zuletzt an, eine verborgene Abneigung gegen sich zu glauben, und manche Mißverständnisse, wie sie in solchen Verhältnissen unvermeidlich sind, manche Winke der unklugen Mutter bestätigten ihn in dieser Meinung.

Des Majors Urlaub ging zu Ende; man hoffte, der nächste Feldzug würde der letzte sein, und die Heirath wurde auf den Zeitpunkt des Friedens bestimmt. Er nahm ohne Schmerz aber mit wahrer Rührung Abschied von seiner Braut, empfing den Segen der Aeltern, Henriettens stummes, zitterndes Lebewohl, und reiste ab.

Caroline vermißte die ersten Tage recht sehnlich den angenehmen Gesellschafter, und unterhielt sich in den folgenden angelegentlich mit ihrer Ausstattung und allen Anstalten zu ihrer künftigen Einrichtung. Henriette war still wie immer; aber das Haus, die Welt war ihr öde und ausgestorben. Mit Zittern horchte sie auf jede Nachricht vom Kriege, Zeitungen und Landkarten machten ihre liebste Beschäftigung aus; sie wechselte die Farbe, wenn Briefe vom

Major kamen, und war in sichtbarer Bewegung, wenn sie länger ausblieben, als man gerechnet hatte. Die Aeltern, die sie nie verstanden, begriffen sie auch diesmal nicht; man nannte sie seltsam, lächerlich, gewöhnte sich endlich an diese Sonderbarkeiten, und ließ sie gehen. Das war alles, was sie wünschte.

Gegen den Frühling zu wurde Caroline schwer krank; das Uebel nahm mit großer Heftigkeit zu. Henriette wich nicht von ihrem Bette trotz aller Gefahr der Ansteckung, mit der der Arzt ihr drohte. Am fünften Tage war die blühende glückliche Caroline eine Leiche. Henriettens Schmerz war tief und nagend; dennoch war sie es, in deren Armen der gebeugte Vater noch einigen Trost fand. Die Mutter verzweifelte, der Tod der Lieblingstochter hatte ihr das Herz gebrochen, sie fing an zu kränkeln. Man meldete dem Major den unglücklichen Fall; sein Brief trug das Gepräge der innigsten Theilnahme und eines gerechten Schmerzes, aber keine Spur von jener Zerstörung, die der Tod einer geliebten Braut in dem Herzen eines jungen Mannes anrichten mußte.

Als die erste Betäubung vorüber war, sprach der Präsident von seinem unabänderlichen Plane, die beiden letzten Zweige des Hauses

durch eine Heirath zu verbinden. „Wir haben noch eine Tochter," setzte er endlich hinzu: „Henriette soll an Carolinens Stelle treten; so bleibt das ganze Vermögen beisammen, und kommt wieder an den älteren Stamm." Sie war gegenwärtig. Ein Fieberschauer durchzuckte ihre Glieder; Entzücken und Angst, Hoffnung und Schmerz wechselten schnell in ihrer Seele. „Ach Gott!" sagte die Präsidentin: „Welch ein Tausch! Lea für Rachel!"

Das durchbohrte Henriettens Herz. Lea für Rachel! Sie wankte, sie mußte sich an einen Stuhl halten. Nicht die lieblose Anspielung ihrer Mutter, aber die Ueberzeugung, daß sie mit ihrer Gestalt nie die Gemahlin des schönsten und liebenswürdigsten Mannes werden könnte, ohne den Spott und Tadel der ganzen Welt auf sich zu ziehen, und ihn bald vor Ueberdruß und Reue an ihrer Seite hinschmachten zu sehen — das war's, was in dem Augenblicke klar aber mit tödtender Schärfe vor ihr stand. Sie schwor sich zu, das ungeheure Opfer, das nur Familienrücksichten von ihm erzwingen konnten, nie anzunehmen, und es lieber auf's Aeußerste ankommen zu lassen.

Alle ihre Weigerungen fruchteten nichts. Es wurde an den Major geschrieben, der mit einer artigen Wendung — es sei ihm unmög-

lich, so schnell nach dem Verluste seiner Braut an eine zweite Verbindung zu denken — um Aufschub und Bedenkzeit bat. Das war Henrietten genug. Sie wußte nun, was sie zu wissen brauchte, um ihren ernsten Entschluß noch unwiderruflicher zu machen.

In wenig Wochen starb ihre Mutter aus Gram über den Verlust ihrer Tochter, und Henriette beredete ihren Vater leicht, mit ihr auf eines seiner Güter zu gehen, da er ohne dies nur aus Gefälligkeit gegen seine Frau in der Stadt geblieben war. Hier widmete sie sich mit schwärmerischer Hingebung der Pflege, dem Vergnügen des einzigen theuern Wesens, das ihr angehörte, und der Präsident, der in seiner Ehe nach der großen Welt diese Empfindung nie kennen gelernt hatte, lebte in ihren Armen wieder auf, und schien nicht unzufrieden, daß der Major seinen Entschluß noch eine Weile aufschob, und ihm die theurer gewordene Tochter ließ. Aber Henriettens hartes Schicksal war noch nicht müde, ihr Herz zu treffen. Auf einer Jagd im Spätherbste, die der Präsident leidenschaftlich liebte, stürzte er mit dem Pferde, und ward sterbend in das Schloß zurück gebracht. Er hatte die Sprache verloren. Henriette wollte verzweifeln, als sie seine Zeichen, die ängstlichen Blicke, mit

denen er auf seinen Schreibtisch wies, nach hundert Versuchen, sie zu deuten, nicht errathen konnte. Er starb einige Stunden darauf in ihren Armen, und ließ sie im Besitze des ganzen unermeßlichen Vermögens.

Ganz verlassen, ganz einsam auf der weiten Welt, war sie eine Zeit lang für jedes Vergnügen, selbst für jede Erheiterung erstorben; endlich übte die Zeit ihre stille Gewalt auch über sie, und sie wurde wieder fähig, etwas anders als ihren Schmerz und den so schnell gehäuften Verlust ihrer Lieben zu denken. Das erste war, ihre vorgeschlagene Verbindung mit dem Major aufzuheben, und diesem seine volle Freiheit zu schenken. Es schien immer der angelegentlichste Wunsch ihres Vaters gewesen zu sein, das Vermögen an den älteren Stamm zu bringen. Das sollte auch zum Theile geschehen, nur nicht so, wie er es gemeint hatte. Sie schrieb an den Major; sie verbarg ihm nicht, daß sie seine geringe Neigung für sie kenne, sie schilderte ihm die hohen Forderungen, die sie an eine glückliche Ehe machte, und bat ihn daher, sich und ihr selbst allen künftigen Zwang zu ersparen und einen Plan aufzugeben, der keines von beiden glücklich machen würde. Zugleich bat sie ihn, ihr zu erlauben, da sie nun ganz verwaist,

ganz allein auf der Welt sei, statt jenes zerrissenen Verhältnisses ein anderes mit ihm anzuknüpfen; sie bat ihn, sie als seine Schwester, und das Vermächtniß ihres Vaters als ein gemeinschaftliches Erbtheil zu betrachten, auf das er eben sowohl Anspruch habe als sie. Endlich trug sie ihm die Hälfte ihres Vermögens mit einer so schönen Wärme, einer so herzlichen Freude an, daß man so gereizt sein mußte, als es der Major durch den Anfang ihres Briefes war, um in allen diesen Aeußerungen nichts als das dringende Verlangen zu sehen, der Verbindung mit ihm um jeden Preis los zu werden.

In dieser unmuthigen Stimmung setzte er sich hin, um ihr auf der Stelle zu antworten. Er gab ihr ihre volle Freiheit wieder, entsagte allen Ansprüchen auf ihre Hand, sandte ihr alle Briefe ihres Vaters, die auf diese Sache Bezug hatten, zurück, und verwarf aber auch eben so bestimmt und mit großer Bitterkeit ihren Antrag über die Theilung des Vermögens.

Er war sehr aufgebracht — er konnte sich das Zeugniß geben, kein Geck zu sein, er glaubte durch sein Betragen bei jedermann, also auch bei Henriettn, die Zuversicht erweckt zu haben, daß er nie fähig sein würde, ein Mädchen zu heirathen, das ihm ihre Hand nicht ganz frei-

willig gäbe. Zu was alſo dieſe Umſtände? Wozu ein ſo großes Opfer? War er denn ſo durchaus unerträglich oder ſo niedrig denkend, daß man ſein halbes Vermögen darum gab, um ſich von ihm los zu kaufen?

Der Brief ſchmerzte Henrietten, die es ſo herzlich gut gemeint hatte: dann aber reizte ſie der edle Stolz wieder, der aus jeder Zeile ſprach, und ſie fühlte mit Wehmuth, wie trefflich der Mann war, dem ſie entſagte, von dem ein unüberſteigliches Hinderniß, wie ſie es nannte, ſie auf ewig ſchied. „Lea für Rachel!“ So tönte es in ihren Ohren, wenn ſie ſich auch einmal einer täuſchenden Hoffnung, einer ſchmeichelnden Möglichkeit hingab — und ihr Entſchluß ſtand von Neuem feſt.

Als des Majors erſte Hitze verflogen war, las er Henriettens Brief noch ein Mal. Zuerſt fiel ihm, was er in ſeinem Unwillen nicht bemerkt hatte, die zierliche Schrift, die richtige, ſchöne Schreibart auf. Dann kam er zu den Geſinnungen; ſie ſchienen ihm wenigſtens nicht gemein und nicht unedel. Er dachte ſich in des Mädchens Lage, er fand etwas Zartes und Schönes in ihrer Handlungsweiſe und etwas Herzliches n dem Tone zu ihm, und er fing an, das Mädchen ſehr zu achten,

daß sich so durchaus weigerte, seine Frau zu werden.

So verging ein volles Jahr nach ihres Vaters Tode. Der Major war indessen bis zum Obersten vorgerückt, und Henriette erhielt nur zufällig oder auf geheimen Wegen Nachricht von ihm. Da machte eine Veränderung, die sie in dem Schlosse vornehmen ließ, es nöthig, die Meubeln aus dem Schlafzimmer ihres Vaters, die sie bisher aus einer Art von Ehrfurcht unverrückt erhalten hatte, heraus zu räumen. Den Schreibtisch ließ sie in ihr Zimmer setzen, und richtete ihn zu ihrem Gebrauche ein.

Bei dieser Beschäftigung erinnerte sie sich mit Schmerz an die letzten Augenblicke ihres Vaters und die vergeblichen Versuche, seine Zeichen zu verstehen. Sie hatte damals schon den Schreibtisch ganz durchsucht, aber nichts gefunden. Jetzt war durch das Hin- und Hertragen an der Rückseite des Schrankes ein verborgenes Fach sichtbar geworden, von dessen Dasein sie nichts geahnet hatte. Mit einem geheimen Schauer machte sie es auf, und fand — einige uralte Schriften in einem Umschlage von ihres Vaters Hand. Sie las. Wie groß war ihr Erstaunen, ihr Schrecken, als diese Papiere sie belehrten, daß ihre Familie mit

Unrecht die Güter besaß, daß ein späteres Testament ihres Urgroßvaters vorhanden gewesen war, welches jene ungerechte Verfügung zurück nahm, und den ältern Sohn in seine Rechte einsetzte! Ihr Vater hatte dies Testament unter den geheimen Papieren seines Großvaters gefunden; und wahrscheinlicher Weise hatte weder seine Frau noch sein jüngerer Sohn eine Ahnung von seinem Dasein gehabt, sonst würden sie es vertilgt haben. In Reichthum und Ueberfluß erzogen und daran gewöhnt, mangelte dem Präsidenten die Kraft, durch eine öffentliche Bekanntmachung dem Allen zu entsagen; da ihn aber sein Gewissen nicht ruhig ließ, suchte er durch einen Mittelweg, durch jene Familienverbindung, beide Endzwecke zu vereinigen.

Jetzt verstand Henriette die letzte ängstliche Pantomime ihres Vaters; und tausend Gedanken und Empfindungen stürmten plötzlich auf sie ein. Eine Weile saß sie wie betäubt, das verhängnißvolle Blatt in der Hand. Aber in einem Gemüthe, wie das ihrige, konnte kein Zweifel bleiben über das, was hier zu thun sei. Sie sprang auf; ihr Entschluß war gefaßt. Ohne irgend jemanden, ohne selbst ihrem Vormund etwas von der Sache zu entdecken, traf sie alle Anstalten zur Abreise in die Re-

TAYLOR INST

sidenz, wo die Gräfin von Dehnitz, Almsteins Schwester, den Winter zubrachte. Sie ging gerade zu ihr, und bat sie, ihren Mann rufen zu lassen, weil sie ihnen ein wichtiges Familiengeheimniß zu entdecken habe. Der Graf kam; und nun zog Henriette die Papiere hervor, überreichte sie ihm, und bat ihn, an seinen Schwager zu schreiben, und ihn zu ersuchen, daß er Anstalten treffen möge, um die Güter zu übernehmen, die sie auf der Stelle abzutreten bereit sei.

Der Graf und die Gräfin sahen Henrietten mit stummem Erstaunen an. Sie wußten nicht, was sie mehr bewundern sollten, die Größe des Opfers, oder die Ruhe und Freudigkeit, womit es gebracht wurde. Endlich fiel ihr die Gräfin um den Hals: „Und hast du denn nicht bedacht, edles Mädchen, daß du nun ganz arm wirst, indem du meinem Bruder Alles abtrittst? Hast du denn keine Bedingungen zu machen Setze sie auf! Fordere was du willst! Ich kenne meinen Adolph, er wird freudig mit dir theilen, was ganz zu behalten in deiner Macht stand.“ Henriettens Herz schwoll hoch empor; edler Stolz, Freude, des Geliebten Glück zu gründen, und schöne Rührung bewegten es in süßen Schwingungen. Sie sank in die Arme der Gräfin und rief mit

Thränen: „Ich bin ganz glücklich, wenn dein Bruder erhält und annimmt, was sein ist vor Gott und jedem gerechten Richter. Das Erbtheil meiner Tante reicht für meine Bedürfnisse hin; ich brauche nicht mehr.“ Noch ein Mal drangen beide Gatten herzlich in sie; sie blieb fest auf ihrer Weigerung, und trieb sie selbst an, ihren Bruder nicht so lange auf die gute Botschaft warten zu lassen.

Der Graf schrieb auf der Stelle; die Gräfin ließ Henrietten nicht mehr weg, sie betrachtete sie als einen Schutzgeist, als ein höheres Wesen, das zum Segen in ihr Haus gekommen war. Henriette fand schon einen Theil ihres Lohnes in der Liebe ihrer Verwandten; noch mehr aber zog sie die Aehnlichkeit mit Almstein an seine Schwester. Sophie, so hieß die Gräfin, hatte ihres Bruders Farbe und Züge, noch mehr, sie hatte sogar eine Stimme, deren Ton die Erinnerung an die seinige hervor rief. Henriette fühlte sich wie durch einen Zauber an sie gebunden; sie blieb gern bei ihr, und verlebte hier einige sehr vergnügte Tage.

Der Oberst hatte unterdessen den Brief seines Schwagers erhalten. Henriettens Edelmuth setzte ihn in Erstaunen. Nicht, daß sie ein Vermögen zurück gab, das sie nicht mit vollem Rechte besaß, war es, was ihn rührte—

er fühlte, daß sie so handeln mußte, daß er selbst so gehandelt haben würde — aber die Weise, wie sie es that, dieses ganz uneigennützige, edelstolze Betragen, dieses gänzliche Vergessen eigener Rücksichten, dieses schöne Vertrauen in ihre Freunde bewegten und reizten ihn. Er rief sich die zerrissenen Verhältnisse zurück, und es schien ihm, als hätte sein Leben an Henriettens Seite schöner sein müssen, als an Carolinens; er suchte ihren ersten Brief hervor, worin sie ihn um Aufhebung ihrer Verbindung gebeten hatte, er fand manches darin, was ihm vor einem Jahre anders vorgekommen war. Er wünschte Henrietten näher kennen zu lernen; sein Herz war frei — und so entstand der Gedanke bei ihm, daß jene Verbindung vielleicht doch wieder angeknüpft werden, und so das edle feinfühlende Mädchen im Besitze ihrer Reichthümer bleiben könnte.

Er schrieb an sie. Der Brief trug das Gepräge der zartesten Achtung und freundlichsten Theilnahme. Er wollte von keiner unbedingten Abtretung des Vermögens wissen; er bot ihr eine Theilung an — oder — das Ganze, wenn sie sich entschließen könnte, dem alten Wunsche ihres Vaters gemäß, es mit seiner Hand wieder zu empfangen.

Henriette zitterte, als sie den Brief durch-

las; ihr Gefühl für Adolph erwachte in seiner ganzen Stärke. Sie stand — sie zweifelte — eine entzückende Zukunft trat vor ihre Seele. Aber jetzt fiel ihr Blick auf den Spiegel. — „Lea für Rahel!“ tönte es in ihren Ohren. Sie verglich ihre Gestalt mit Almsteins Götterbildung, sie dachte an das Urtheil der Welt, sie überlegte, daß unmöglich Neigung, daß bloße Großmuth ihn vermocht haben konnte, ihr diesen Antrag zu thun — und sie gewann es über ihr tief erregtes Herz, ihn mit Festigkeit auszuschlagen. Um nicht eigensinnig zu scheinen und seine Güte zu kränken, bedung sie sich von dem ganzen Vermögen das artige Landgut Rohrbach zu ihrem Eigenthume aus, das für sie den unschätzbaren Werth hatte, in einer romantischen Lage und ganz nahe bei Festenberg zu liegen, wo Almsteins Schwester, an die sie so viele geheime Bande fesselten, den größten Theil des Jahres zubrachte, wo sie oft Nachricht von ihm zu erhalten hoffte, wo sie sich ihm näher glaubte.

So schonend und zart auch Henriettens Weigerung eingekleidet war, so fühlte sich Almstein, der sie wahrhaft achtete, dennoch dadurch beleidigt. Er glaubte eine bestimmte Abneigung, jenen Widerwillen, von dem er im

Hause ihrer Aeltern schon gehört hatte, darin zu erkennen. Er konnte sich, im Bewußtsein seines Werthes und des tadellosen Betragens, das er jederzeit gegen sie beobachtet hatte, diese Erscheinung nicht anders, als aus einem übeln Vorurtheil oder einer natürlichen Antipathie erklären. Beide Arten mußten sein Gefühl verletzen; und er dachte seitdem nie anders als mit sehr streitenden Empfindungen an das seltsame Mädchen. Aber er betrachtete es als eine heilige Pflicht, so für ihre Zukunft zu sorgen, daß sie nie Ursache haben sollte, den Schritt zu bereuen, den sie gegen ihn gethan. Darum folgte in einem Briefe an seine Schwester eine förmliche gerichtliche Abtretung von Rohrbach, mit allem, was dazu gehörte, und noch manchen andern Vortheilen, nebst einer Charta bianca an seinen Banquier und der herzlichen Bitte, daß Henriette nach der unbedingtesten Willkühr von diesem Blatte Gebrauch machen möchte. Ueber die Theilung des Uebrigen behielt er sich vor, bei seiner Zurückkunft, die er so sehr als möglich zu beschleunigen suchen würde, mit ihr selbst zu sprechen.

Henriette fühlte die Kälte, die in dem Briefe des Obersten lag, und deutete sie, wie es ihr nach ihren Ansichten möglich war.

Sie empfing mit freundlichem Danke die Verschreibung über Rohrbach — zerschnitt vor Sophiens Augen die Charta bianca bis auf Almsteins Unterschrift in Stücken, und steckte diese in den Busen, zum Andenken an seine Großmuth, wie sie sagte. Sophie sah sie ernst und forschend an. Es stiegen Gedanken bei ihr auf, die schon öfters flüchtig ihr durch den Kopf gefahren waren. Jetzt wurden sie heller und bestimmter — aber sie schwieg, um durch kein vorschnelles Reden Henriettens tief verborgenes Gefühl zu verscheuchtern.

Als diese allein war, pries sie sich glücklich, Almsteins Antrag, das ungeheure Opfer seiner Großmuth, nicht angenommen zu haben. „Er liebt mich nicht. Wie könnte er auch! Er kennt mich nicht," rief sie schmerzlich, „ich habe nichts, was die Männer anziehen kann — und wenn ich auch Etwas bin, so bin ich es, nur für die, die sich die Mühe geben, mich genauer kennen zu lernen. Das wird Almstein nie!"

Sie blieb noch ein paar Wochen bei Sophien, und ging dann auf ihr einsames Schloß zurück, um es mit allen übrigen dem Geschäftsträger ihres Vetters zu übergeben. Zu ihrem großen Erstaunen hörte sie von ihm, daß er Auftrag habe, alles nur bedingter Weise zu überneh-

men, in so fern nämlich sie keine Forderungen zu machen habe. Ein süßes Gefühl von Dank und Rührung bewegte ihr Herz — sie erklärte bestimmt, daß sie keine Forderungen zu machen habe, sie ließ sich von ihrem Vormunde, der sehr unwillig über ihre voreilige Großmuth war, eine Schrift darüber aufsetzen, übergab Alles, und reiste in einigen Tagen mit ihrer Begleiterin, einer würdigen Officierswittwe, nach Rohrbach ab.

Eine angenehme Ueberraschung war es ihr, den Grafen Dehnitz und seine Frau beim Aussteigen aus dem Wagen hier zu finden, die sie als Nachbarn freundlich in ihrem neuen Eigenthume bewillkommten; aber eine noch schönere war ihr vorbehalten. Das ganze Schloß war, so viel es die kurze Zeit erlaubte, auf Almsteins Befehl mit allen, was zur Bequemlichkeit, zur Eleganz, zum freundlichsten Lebensgenusse gehört, versehen worden. Eine wohl eingerichtete Bibliothek, ein Zimmer mit gewählten Kupferstichen, treffliche musikalische Instrumente, ein Treibhaus voll der seltensten und lieblichsten Blumen und Pflanzen — kurz alles, was ein gebildeter Geist in der Einsamkeit bedürfen kann, war mit eben so viel Wahl als Niedlichkeit herbeigeschafft. Die Gräfin führte Henrietten überall herum; und diese folgte ihr mit

freudig pochendem Herzen und fröhlicher Rührung. „Sage deinem Bruder, hob sie zuletzt an, wie froh du mich gesehen hast, wie mich sein Geschenk und seine Aufmerksamkeit erfreuet hat, und bitte ihn, daß er den wortlosen Dank eines gerührten Herzens zum Lohne seiner zarten Güte nehmen soll!“

Am dritten Tage kehrte der Graf und Sophie nach der Residenz zurück, mit dem Vorsatze recht bald nach Festenberg zu kommen, und dann frohe Tage mit Henrietten zu verleben. Diese brachte einige Zeit damit zu, sich in ihrem Hause, in ihren Meubeln, diesen süßen Erinnerungen an den freundlichen Geber, einzugewöhnen. Sein Andenken war die liebste Beschäftigung ihrer Einsamkeit; aber ihr Herz, ihr lebhafter Geist fand bald wichtigere in den Anstalten und Planen, die sie zur Verbesserung des Zustandes ihrer Unterthanen entwarf. So verging der letzte Rest des Winters, und mit dem Frühlinge kamen ihre lieben Nachbarn nach Festenberg. Nun hatte sie Gesellschaft, und eine so werthe, so beziehungsreiche! Sie war fast täglich in Festenberg oder die Familie bei ihr, und Kinsteins Briefe von der Armee machten lebhafte Epochen in der stillen Lebensweise guter Menschen, die so innigen Theil an ihm nahmen.

Sein letzter enthielt seine Empfindungen am Vorabende einer großen Schlacht, die auf den folgenden Tag festgesetzt war. Er war sehr ernst, und mitunter düster; es schien, als schwebten ihm finstere Ahnungen vor. Mit ängstlicher Erwartung sah man in Festenberg, und noch mehr in Rohrbach, einem zweiten Briefe entgegen. Er blieb aus. Die Nachricht von der gewonnenen Schlacht kam durch öffentliche Blätter; unter denen, die sich am rühmlichsten ausgezeichnet hatten, und unter den schwer Verwundeten war sein Name. Tiefer Schmerz und bange Sorge hielt Sophien — eine namenlose Angst Henrietten während zwei langen Tagen in fürchterlicher Spannung. Am dritten Tag kam ein Brief von Almsteins Kammerdiener. Der Oberste hatte die Schlacht, die beinahe verloren gewesen war, durch seine Unerschrockenheit, durch den guten Willen seines Regiments wieder hergestellt und gewinnen machen, indem er sich an der Spitze seiner Küraſſiere auf den vordringenden Feind warf, die geschlossenen Schaaren durchbrach, und Verwirrung und Bestürzung verbreitete. Der Muth der Seinigen belebte sich an seinem Beispiele; die Fliehenden standen, die Zerstreuten sammelten sich wieder. Da traf im Handgemenge ein Säbelhieb seinen Kopf; noch wollte er, der

eigenen Gefahr nicht achtend, weiter vordringen, als ein zweiter Streich ihn rücklings über sein Pferd stürzte, und die ganze Fronte seiner Escadron, unwissend und unaufhaltsam, über ihn wegsprengte. Man zog ihn nach der Schlacht für todt unter den Leichen hervor, und obwohl er bei Absendung dieses Briefes, ohngefähr acht Tage nach der Affaire, noch lebte, so war doch wenig oder gar keine Hoffnung zu seiner Rettung.

Heiße Thränen flossen in Festenberg und Rohrbach seinem Unglücke und dem drohenden Verluste. Jetzt erst fühlte Henriette, wie unaussprechlich theuer ihr Adolph war. Der heftige Schmerz griff ihre Gesundheit an, sie wurde bedenklich krank, und Sophie theilte ihr Herz in Besorgnissen um ihren geliebten Bruder und die geliebte Freundin; aber sie müßte keine Frau gewesen sein, wenn nicht diese Erscheinung sie belehrt hätte, daß ihre vorigen Muthmaßungen gegründet waren, und Henriette ihren Bruder liebe. Unbegreiflich blieb ihr indessen Henriettens entschiedene Abneigung gegen eine Verbindung mit ihm; weil diese aber ein so strenges Stillschweigen über ihr Gefühl beobachtete, und sich bemühte, die wahre Ursache ihrer Krankheit vor Sophien zu verbergen, so verbot es das Zartgefühl, die Hülle dieses Ge-

heimwesses, die Henriette so geflissentlich über ihr Herz zog, gewaltsam zu zerreißen.

Zwei Wochen vergingen in unsäglicher Angst und Trauer. Endlich kam ein zweiter Brief. Der Kammerdiener meldete der Gräfin, daß zwar Hoffnung zum Leben für den Obersten vorhanden wäre, daß er aber schwerlich je wieder ganz hergestellt werden würde, indem die Wunden viel zu tief und gefährlich wären; auch schiene sein Herr ein längeres Leben unter diesen Umständen kaum zu wünschen, er sei schwermüthig und finster. –

Dieser Brief erfüllte seine Freunde mit sehr gemischten Empfindungen; bei Henrietten war die hauptsächlichste ihre vermehrte Liebe für ihn. Sein Bild war ihr in ruhigen Tagen oft erschienen, in allem Schimmer der Schönheit, blendend, entzückend. Jetzt verließ es sie keinen Augenblick mehr — aber immer sah sie ihn bleich, krank, schwermüthig, und eben darum ganz hinreißend, ganz unwiderstehlich. Jetzt bereuete sie es, seinen Antrag nicht angenommen zu haben; jetzt wäre es ihr möglich geworden, das zu erreichen, was ihr der würdigste Zweck ihres Lebens schien — sich ihm ganz zu weihen, sein trauriges Loos zu verschönern, und so manche Last von seiner müden Seele zu nehmen. Seine Schönheit war jetzt kein Hinderniß

mehr; ihr siegender Zauber war gröſten Theils zerstört — sie wäre ihm gleich gestanden, und sein Glück hätte ihr Werk sein können.

Sorgfältig verbarg sie diese Empfindungen unter einer gelassenen freundschaftlichen Theilnahme; aber Sophie hatte einmal ihr Herz durchschaut, und so baute sie im Stillen, ohne das Geringste zu äußern, auf Henriettens Liebe und ihres Bruders Denkart, die sie genau kannte, einen schönen Plan, der das Glück der ganzen Familie begründen sollte.

Nach ein paar Monaten kam ein Brief von Almstein selbst. Er konnte wieder auf sein, er konnte sich in kurzen Absätzen wieder mit Lesen und Schreiben beschäftigen. Seine Wunden waren geheilt; aber die Folgen davon, schrieb er, würden sein ganzes Leben verbittern. Die Zukunft läge düster und traurig vor ihm; und wenn er nicht fürchten müßte, seiner Schwester und ihrem ganzen Hause eine unerträgliche Last aufzubürden, so würde es die einzig denkbare Linderung und Zerstreuung für ihn sein, wenn er nächsten Herbst zu ihr kommen, und in den Armen so theurer Verwandten seine übrigen Tage verleben könnte.

Der Brief trug so sichtbar das Gepräge der düsterſten Schwermuth, daß Sophie und ihr Mann innig gerührt waren, und Henriette

ihre Thränen mit Mühe verbarg. Die Gräfin schrieb ihm auf der Stelle; sie bat ihn mit der unverkennbarsten Liebe, so bald als möglich zu kommen, sie versicherte ihn, daß es ihr und ihres Mannes heiligstes Bestreben sein werde, ihm das Leben recht angenehm zu machen, daß sie sich auf seine Ankunft wie auf ein Glück freue, und daß sie von der Zukunft viel lachendere, schönere Hoffnungen für ihn hege.

Er sollte kommen, Henriette sollte ihn wieder sehen, in seiner Nähe mit ihm leben! Wechselnde Empfindungen wogten bei diesen Aussichten in ihrer bewegten Seele — Sehnsucht und Freu[redacted] Furcht und Besorgniß. So nahte endlich der Herbst, und nach mehreren anderen Briefen kam einer von Almstein, der seine Ankunft auf die nächsten Tage verkündete. Sein Geist schien sich aus der Reizbarkeit und Schwermuth, die ihm seine körperlichen Leiden gegeben hatten, empor gearbeitet zu haben; er war minder trübsinnig, und auch mit seiner Gesundheit ganz leidlich zufrieden.

Almstein wußte, daß Henriette in der Nähe seiner Schwester lebte, daß sie fast immer bei seinen Verwandten war, obwohl Sophie absichtlich ihrer in ihren Briefen wenig erwähnt

hatte. Es war ein kleiner bitterer Zusatz zu den Freuden, die er sich dort versprach, künftig viel um eine Person sein zu müssen, von deren entschiedener Abneigung gegen ihn er so unläugbare Proben zu haben glaubte. Indessen hoffte er, im stäten Zusammensein und unter ganz ruhigen Verhältnissen würde sich vielleicht diese unangenehme Spannung zwischen ihm und seiner ehemaligen Braut verlieren.

So trat er an einem schönen Herbsttage die Reise an. Die Entfernung war beträchtlich; seine Lage erlaubte ihm keine großen Tagemärsche, und er langte erst am achten Tage, einem frischen heitern Sonntagsmorgen, in der Nähe seines künftigen Aufenthaltes an. Als er von fern das rothe Dach von Festenberg erblickte, drang ein angenehmes Gefühl in seine Brust. Die Stürme und das wilde Leben im Kriege hatten sein Herz nicht erkältet, es hatte noch vollen Sinn für die Freuden der häuslichen Glückseligkeit; und wenn ihm schon sein Unglück nicht zu erlauben schien, sie einst ganz rein und unmittelbar zu schmecken, so weidete sich doch sein gutes Gefühl an den Bildern der Zufriedenheit seiner Schwester, seines Schwagers, an denen er innig Theil zu nehmen sich vornahm. Jetzt unterschied er auch

in einiger Entfernung an einem Hügel die Thurmspitze von Rohrbach; bald darauf sah er das weiße nette Schlößchen am Abhange durch die Bäume schimmern. Dort wohnte das seltsame Mädchen, das einst ihr halbes Vermögen darum geben wollte, um sich von seinen Ansprüchen zu befreien.

Er versenkte sich in allerlei Muthmaßungen, wie sie ihn wohl empfangen, wie sie sich gegen ihn betragen würde, und entwarf mit innerlichem Vergnügen einige Pläne, wie er ihr edelmüthiges Opfer vergelten, und sie an den Gütern Theil nehmen lassen wollte, die sie ihm so willig abgetreten hatte.

Indessen hatte er die Tannenallee von Festenberg erreicht. Im Schlosse hatte man den Wagen schon gesehen. Sophie, ihr Gemahl, die Kinder — Alles eilte ihm entgegen, Alles bewillkommte ihn mit lautem Freudengeschrei. Er stieg mit hochschwellender Brust aus dem Wagen, sank in die ausgebreiteten Arme seiner Geliebten, und drückte sie alle mit nassen Augen an das klopfende Herz. Das Gefühl der Heimath, das Glück, sich geliebt zu sehen, drang mächtig in seine weit geöffnete Seele, und stimmte sie zur reinsten menschlichen Freude. Die Seinigen fanden ihn sehr verändert, aber bei Weitem nicht unkenntlich, wie er ihnen

oft geschrieben hatte. Zwar entstellten zwei große Narben über Stirn und Wange seine Schönheit, die blühende Farbe war entwichen; aber es war noch sein großes seelenvolles Auge, die edlen Formen der Züge, es war noch sein stolzer Wuchs, seine edle Haltung, wenn gleich eine Contusion am Fuße ihm das Gehen beschwerlich machte. Sophiens Plan war den Augenblick entworfen. Niemand im Schlosse durfte sich gegen die Rohrbacher, wenn deren vielleicht des Gottesdienstes wegen herüber waren, ein Wort von des Obersten Ankunft verlauten lassen. — Henriette selbst erwartete sie nach der Gewohnheit mit noch andern Gästen aus der Nachbarschaft am Sonntage zu Tische. Sie verabredete das Nöthige mit ihrem Manne, und gab dem Obersten seine Rolle. Sie wollte ihn in Henriettens Seele lesen lassen, sie wollte ihm eine Ahnung davon geben, daß er wenigstens nicht gehaßt wurde. Als Henriettens Wagen auf den Hof fuhr, erinnerte sie die Uebrigen nochmals an die Verabredung. Henriette trat ein; Sophie und ein Theil der Gesellschaft gingen ihr entgegen und umringten sie so, daß sie den Obersten, von dessen Hiersein sie keine Vorstellung hatte, nicht so gleich gewahr werden konnte. Plötzlich näherte sich ihr dieser von der Seite und redete sie an.

„Adolph!“ rief sie erschrocken und zitternd, indem sie mit der Hand auf's Herz fuhr. Hier hatte seine Stimme wiedergeklungen! Sie wandte sich schnell um; er stand vor ihr. Bebend, sprachlos reichte sie ihm die Hand — sie vermochte kein Wort hervor zu bringen; aber in den leuchtenden Augen, in den Thränen, die sie schwellten, glänzte die reinste Freude, die Ueberraschung der innigsten Liebe. Sie hielt seine Hand fest und lange. „Endlich sehen wir uns wieder!“ seufzte sie zuletzt aus tiefer Brust, und sah ihm mit unverhehlter Zärtlichkeit in's Auge. Der Oberste war betroffen. Diesen Empfang hatte er so ganz und gar nicht vermuthet! Er konnte selbst nicht gleich Worte finden; dann fragte er sie, ob sie ihn wohl erkannt hätte, wenn er nicht zuerst gesprochen, wenn sie ihn nicht hier bei seiner Schwester getroffen hätte? „O, den Augenblick!“ rief Henriette aus, „unter tausend Menschen, an jedem Orte!“ „Ich bin sehr verändert,“ hob der Oberste an. „Sie haben so viel gelitten,“ unterbrach sie ihn mit bewegter Stimme; wir haben Sie durch mehr als drei Wochen für verloren gehalten! O! das war eine traurige Zeit!“

Sie hielt inne; denn sie fühlte, daß ihre Thränen bereit waren, hervor zu brechen.

Jetzt trat auch Sophie hinzu, die genug gesehen hatte, und endigte das allzubewegte Gespräch. Man setzte sich. Die Unterhaltung wurde allgemein; und Henriette bekam nach und nach ihre natürliche Fassung wieder.

Als zu Tische gegangen wurde, bot Dehnitz seinem Schwager den Arm; Henriette sah hin und beneidete den Grafen, der Adolphen diesen kleinen Dienst erweisen durfte. Bei der Tafel war die Gesellschaft laut und munter; es wurden Gesundheiten getrunken, gescherzt, gelacht. Nur zwei Personen konnten sich nicht in die allgemeine Fröhlichkeit finden, der Oberste, dem seine Gemüthsstimmung und Henriettens Betragen Anlaß zu manchem ernsten Gedanken gaben, und Henriette, die in heiliger Rührung und Freude keiner lebhaften Aeußerung ihres Gefühls fähig war. Nach Tische verloren sich die Fremden; die Familie blieb mit dem Pfarrer allein. Es war ein kühler Herbsttag; der Graf schlug vor, in Sophiens Cabinette Feuer im Franklin-Ofen machen zu lassen, und sich dort zu versammeln. Die Damen nahmen ihr Strickzeug, die Männer ihre Pfeifen, man setzte sich um die Flamme; der freundliche Schein, die milde Wärme, das geschwätzige Knistern des Feuers erquickten und erheiterten die Geister. In der

stilleren Umgebung öffnete sich des Obersten Herz; er wurde mittheilender, gesprächiger. Die Rede kam auf den Krieg, auf die entscheidende Schlacht, die ihm bald das Leben gekostet hätte. Er erzählte, seine Lebhaftigkeit riß ihn hin, er schilderte mit Wärme und fürchterlicher Genauigkeit seine Empfindungen, als der Säbelhieb seinen Kopf traf, er sich nicht mehr auf dem Pferde halten konnte, und nun auf der Erde liegend, bei vollem Bewußtsein, die Pferde seiner daher sprengenden Escadron sich ihm nahen fühlte. Henriette hörte eine Weile mit der lebhaftesten Theilnahme, aber mit großer Anstrengung zu; endlich übermannte sie ihre Empfindung, sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe — und stand auf, um aus dem Zimmer zu gehen. Aber sie schwankte, der Oberste sah es und stand schnell auf, um sie zu unterstützen. „Mein Gott! Fräulein! was ist Ihnen?“ fragte er sie bestürzt. Auch Sophie sprang hinzu; sie führten sie in ein Nebenzimmer, der Oberste hielt sie im Arme, Sophie hielt ihr ein Riechfläschchen vor. Mit liebevoller Besorgniß erkundigten sie sich um ihren Unfall. Henriette holte tief Athem. Er lebte ja, er hielt sie in seinem Arme, er schien so herzlich besorgt um sie! Sie fühlte ihre Kräfte wieder kehren, und schob die Schuld

ihrer Ohnmacht auf die Ofenwarme, deren sie noch nicht gewohnt war. Sie setzte sich nieder und bat die Geschwister, wieder zur Gesellschaft zurück zu kehren; sie würde ihnen sogleich folgen. Der Oberste wollte sie nicht verlassen, bis sie vollkommen wohl war; sie drang in ihn, er ging mit Sophien. Henriette bedurfte einer einsamen Viertelstunde, um sich von den mannigfachen Erschütterungen des heutigen Tages zu erholen. Adolphs herzliche Theilnahme, sein offenes Betragen thaten ihrem Herzen unendlich wohl. Sie war weit entfernt, nur einen Schatten lebhafterer Neigung darin zu ahnen oder zu hoffen; aber sie war zufrieden, jedes Mißverständniß entfernt und ihre Herzen in ruhiger Stellung gegen einander zu wissen.

Sie irrte. Der Oberste war nicht ganz ruhig. Die Art, wie sie ihn empfangen hatte, ihr ganzes Betragen an dem heutigen Tage stand mit seiner Vorstellung von ihrer Abneigung gegen ihn zu sehr im Widerspruche. Dieser Widerspruch beschäftigte ihn, und das Mädchen, das ihn so stolz abgewiesen hatte, dessen Aeußeres nie im Stande gewesen wäre, einen gewöhnlichen Mann zu fesseln, fing an, ein lebhaftes Interesse bei ihm zu erwecken. Henriette kam zur Gesellschaft zurück, sie war

ganz heiter, und nahm ungekünstelt Theil an der Unterredung; nur der Oberste wurde still und in sich gekehrt. Als man ihr den Wagen meldete, bat er sie um die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen, die ihm mit herzlicher Freude gegeben wurde.

Er kam am andern Morgen, und wurde wie ein theurer Freund empfangen. Sie führte ihn in ihrem kleinen Eigenthume umher; sie zeigte ihm alle seine Vorzüge und Bequemlichkeiten, und sagte ihm, wie glücklich sie sich fühlte, dem, dessen Aufmerksamkeit und Güte sie alle diese Genüsse verdanke, heute ihre Empfindungen darüber offen sagen zu können. Almstein war verwirrt und seltsam von den seltsamen Verhältnissen ergriffen. Als sie in das Cabinet zurück kamen, und Henriette ein gleichgültiges Gespräch anfangen wollte, unterbrach er sie: „Nein, mein Fräulein! So kann es nicht zwischen uns bleiben; ich habe lange auf eine Gelegenheit gewartet, um mit Ihnen über unsere Verhältnisse zu sprechen, und wenn der unglückliche Zufall, der meinen Lebensplan zerstört hat, nicht dazwischen gekommen wäre, so hätte ich längst Urlaub genommen, um diese Angelegenheit zu beendigen.“ Er sagte ihr nun, daß er fest entschlossen sei, jetzt, wo ihm seine Kränklich-

keit, seine Schwermuth alle Hoffnung auf häusliches Glück abgeschnitten habe, sein Vermögen zu gleichen Hälften zu theilen, die eine seinem Neffen im Testamente zu versichern, und die andere ihr zum freien Eigenthume zu übergeben. Henriettens Augen füllten sich mit Thränen bei des Obersten Rede. Es war nicht Rührung über sein Anerbieten; es war Trauer über seine Lage, über seine düstere Lebensansicht. „Das sollen Sie nicht thun!“ rief sie lebhaft, und ergriff seine Hand: „Sie sollen den besten Freuden des Lebens nicht so schnell, nicht so entschlossen entsagen. Sie werden heirathen, Sie werden ein Mädchen finden — —“ „O daran zweifle ich nicht,“ fiel ihr Almstein ein: „Mädchen, die durch mich Frauen, dann bald Wittwen und Eigenthümerinnen meines Vermögens sein möchten, werde ich genug finden. Aber, wenn ich je die Thorheit begehen sollte, zu heirathen, so müßte mein Weib sich ganz mir und meiner Lebensweise weihen; sie müßte der Welt und ihren Freuden entsagen, bei einem kränklichen, vielleicht mürrischen Manne zu Hause sitzen, und in dieser Einsamkeit mir Gesellschafterin, unterhaltende, theilnehmende Freundin sein können. Wo fänd sich ein Mädchen, das diesen Riesenentschluß zu fassen, und alles das

zu leisten fähig wäre? Sie sehen, es ist unmöglich. Die ich finden könnte, würden mich nicht glücklich machen, und die mich glücklich machen könnten, werden sich eine bessere Parthie wissen.“ Henriette schwieg. Ihr Gemüth war zu bewegt; die Hoffnungen der Vergangenheit standen vor ihr — sie seufzte, ohne zu antworten.

Noch ein Mal drang Almstein ernstlich in sie; aber eben so ernstlich wies sie sein Anerbieten ab. Nur den Schmuck ihrer Mutter, den er ihr mitgebracht hatte, nahm sie freundlich an, um seinen guten Willen nicht zu sehr zu kränken, und gelobte ihm mit einem so herzlichen, so wahren Tone, sich, so bald sie etwas bedürfen sollte, an ihn zu wenden, daß er ihren festen Vorsatz nicht darin verkennen konnte. Er ging endlich halb zufrieden, halb mißvergnügt von ihr, aber mit den festen Vorsatze, das edle Mädchen kennen zu lernen.

Das machte sich bald. Henriette kam nach ihrer Gewohnheit, und auch wohl öfter als sonst, nach Festenberg, oder die Festenberger waren bei ihr in Rohrbach. Der Oberste sah sie beinahe täglich, und ward täglich mehr von der Schönheit ihres Charakters überzeugt. Ihre Kenntnisse gewährten ihm unerschöpflichen Stoff zu Gesprächen, ihre Talente —

(sie spielte und sang mit mehr als gemeiner Fertigkeit) unterhielten ihn angenehm; aber mehr als alle diese Vorzüge, die eine höhere Bildung ihr gab, zog ihre zarte Aufmerksamkeit ihn an sie. Bei Spaziergängen folgte sie langsam an seinem Arme der rascheren Gesellschaft. Stiegen die Uebrigen auf einen Hügel oder sonst wohin, wo es dem Obersten schwer war zu folgen, so blieb sie so freudig, so freundlich bei ihm, daß es schien, als hätte sie ihm damit gar kein Opfer zu bringen. Ergriffen ihn einmal die Schmerzen seiner Wunden wieder, oder bemeisterte sich die trübe Stimmung seines Gemüths, dann sandte Sophie schnell nach Rohrbach. Henriette kam, sie leistete ihm Gesellschaft, sie las ihm vor, wenn er zuzuhören vermochte, sie schwatzte, sie erzählte Mährchen, Geschichten, Possen, um ihn zu zerstreuen; und wenn nichts mehr anschlug, dann ging sie an's Clavier und beschwor, wie David, den bösen Dämon ihres Freundes mit dem Klange ihrer Saiten.

Unmerklich und langsam verschmolzen ihre Seelen in einander. Almstein war so an Henriettens Umgang gewöhnt, daß ihm etwas zu fehlen, daß er unruhig und bekümmert schien, wenn sie einen Tag nicht nach Festenberg kam. Gewöhnlich ließ er dann anspannen, und fuhr

zu ihr hinüber. Er bemerkte kaum mehr, daß sie nicht schön war, ihr seelenvolles Auge, ihr niedlicher Wuchs kamen ihm manches Mal so gar reizend vor. Sophie sah diese zärtliche Empfindung in dem Herzen des geliebten Bruders wachsen, und sie freute sich innig darüber; seine Lage machte es ihr jetzt doppelt wünschenswerth, ihn mit einer zärtlichen, verständigen Frau verbunden zu sehen, die ihn wieder heiter und für Lebensgenuß empfänglich machen könnte. Aber mit eben so richtigem Gefühle vermied sie jede Einmischung in dies allzu zarte Verhältniß; sie ließ die Herzen sich gegen einander entfalten, wachte darüber, daß keine fremde Einwirkung sie störe, und überließ den Ausgang zuversichtlich der Liebe und der Zeit.

Henriette bemerkte mit inniger Lust, wie sehr Adolph sich ihr näherte, sie fühlte, was sie ihm war, und ahnete, wie weit mehr sie ihm noch werden könnte. Der Gedanke, sein Schicksal zu theilen und theilend zu mildern, ihm ihr ganzes Wesen zu weihen, nur für ihn zu leben, und alle seine Freuden, seine Heiterkeit als ihr Werk betrachten zu können, erfüllte sie mit Himmelsseligkeit. Aber je mehr sie liebte, je ängstlicher ward ihr Gefühl. „Er zieht dich allen seinen Freunden

war," sagte sie oft zu sich selbst: „er unterhält sich nur bei dir, er zeigt dir unverhohlen eine Aufmerksamkeit, eine Zuneigung, die fast an Liebe grenzt, aber auch nur grenzt. Er liebt dich noch nicht; und er ist gebeugt durch viele Leiden, einsam, auf den Umgang weniger Personen beschränkt. Wie, wenn er in die Stadt zurück kehrte, wenn sein Vermögen, seine persönlichen Vorzüge, seine auch jetzt noch anziehende Gestalt die Blicke und Absichten der Weiber und Mädchen auf sich zögen, wenn man sich von allen Seiten bemühte, ihm entgegen zu kommen, ihm zu gefallen? — Wie dann?"

„Diese Probe muß er bestehen, diesen Sturm muß seine Zuneigung zu mir überwinden, wenn ich glauben soll, daß sie Liebe ist, wenn ich hoffen soll, ihm alles das zu werden, was ich wünsche, wenn unser beiderseitiges Glück gesichert sein soll."

So dachte Henriette. Almstein überzeugt, daß er nie heirathen würde, dachte nicht weiter, als an den gegenwärtigen Augenblick, und so, ohne genaue Prüfung seines Gefühls, ward er auch nicht seiner ganzen Stärke gewahr. Indessen verging der Herbst, und der herannahende Winter scheuchte Oehnitz und seine Frau in die Stadt zurück. Den Obersten riefen seine Ge-

schäfte dahin. Man suchte Henrietten zu bereden, daß sie die Familie begleiten möchte. Almstein drang mit Wärme, mit Innigkeit, endlich mit einer Art von Empfindlichkeit in sie. Sie blieb standhaft auf ihrer Weigerung. Ihr Herz blutete bei dem Gedanken, ganz einsam ohne ihn zu leben, ohne ihn, der ihr schon so nothwendig zu ihrem Glücke geworden war. Aber sie vermochte es, ihr Gefühl zu bezwingen; sie dachte an die Probe, und fand in ihrer Liebe zur Einsamkeit, in ihren Geschäften einen ziemlich scheinbaren Vorwand. Almstein, gekränkt und gereizt, stand zuletzt von seinen Bitten ab, und Henriette bemerkte nicht ungern, daß er seit diesem Augenblicke kälter und scheuer gegen sie ward.

Es schmerzte ihn, daß sie ihm diese Bitte abgeschlagen hatte. Er war nun überzeugt, daß sie ihm bei Weitem nicht so gut sei, als er ihr, indem sie seinem Umgange so leicht entsagen konnte, und in der Einsamkeit Ersatz für seine Freundschaft fand. Ihre ersten Weigerungen fielen ihm ein; und wenn er gleich jetzt an keine Abneigung von ihrer Seite mehr glauben konnte, hielt er sich doch überhaupt für unfähig, eine innige, tiefe Zuneigung zu empfinden.

Der Tag zur Abreise der Familie war bestimmt. Henriette weinte die halbe Nacht,

und kam den andern Morgen so verstört nach Festenberg, um das letzte Mal mit ihren Verwandten zu frühstücken, daß jedermann, dessen Urtheil nicht so befangen war, als Almsteins, die wahre Ursache dieser Veränderung errathen hätte. Er war zu bitter gestimmt, und selbst zu gekränkt von der nahen Trennung, um nicht alles verkehrt zu deuten. Nach seiner Meinung galt das alles seiner Schwester, oder vielmehr dem angenehmen gesellschaftlichen Leben, das man bisher geführt hatte und das nun aufhören mußte. Die Wagen waren gepackt, die Bedienten meldeten, daß alles bereit sei. Henriette fing an zu zittern. Man brach auf. An der Treppe bot Almstein Henrietten die Hand. Er sprach nicht; aber sie sah wohl, daß er tief bewegt war. Ihre Thränen brachen hervor; sie vermochte sich nicht mehr zu halten. „O Adolph!“ rief sie mit ausbrechendem Schluchzen: „Wann sehen wir uns wieder!“ — Er trat zurück und sah sie ernst an. „Wünschen Sie mich denn bald wieder zu sehen?“ fragte er halb bitter, halb zärtlich. Henriette hob die gefalteten Hände empor. „O mein Gott!“ rief sie, und ihre Thränen strömten unaufhaltsam. Der Ton drang an sein Herz; es war der Ton der innigsten Liebe, des wahresten Schmerzes. Bewegt, entzückt schlang er den Arm um sie,

und drückte sie fest an seine Brust: „Ich komme bald, recht bald wieder, theures Mädchen, vielleicht eher, als du glaubst.“ „O Adolph!“ sagte sie sanft weinend, den Kopf an seine Brust gelehnt: „Meine Tage werden sehr — sehr einsam sein.“ Er küßte sie auf die Stirn — sie erröthete und zitterte. „Meine theure, meine geliebte Henriette! — Ich komme bald wieder; ich kann nicht leben ohne dich.“ In dem Augenblicke rief der Graf, der schon eine Weile im Wagen saß, nach seinem Schwager. Der Obrist riß sich aus Henriettens umschlingenden Armen, stieg schnell ein, und die Wagen donnerten durch das Schloßthor und über die Brücke.

Henriette stand noch eine Weile wie betäubt — versunken in Wehmuth, Freude und unnennbare Liebe. Dann stieg sie langsam die Stufen hinauf, trat in das einsame Zimmer, setzte sich auf den Platz, wo Adolph gesessen hatte, und weinte sich recht müde. Endlich stand sie auf, besuchte noch ein Mal mit offenen Armen alle Stellen, wo sie so oft mit ihm gesprochen, gelesen, gesungen hatte, den Platz, wo sie ihn das erste Mal sah, nahm von jeder dieser Freuden Abschied, warf sich dann in den Wagen, und fuhr durch den dicken Decembernebel in ihr einsames Schloß.

Nur ein Gedanke erhellte ihre trübe Einsamkeit — die Hoffnung — die beinahe Gewißheit war, daß Adolph mehr als Freundschaft, daß er wirklich Liebe für sie empfinde. Aber je süßer ihr diese Zuversicht war, je ängstlicher dachte sie an die Lockungen der Stadt. Nur seine Briefe, in denen er mit solcher Wärme von seinem genossenen Glück und mit solcher Sehnsucht von dem Wiedersehen sprach, stillten ihre Sorgen, und machten ihr die Einsamkeit erträglich.

Was sie vorher gesehen hatte, war auch geschehen. Der Oberste war kaum in den Zirkeln erschienen, in welche ihn seine Geschäfte und frühere Bekanntschaften zogen, als von allen Seiten Plane auf ihn gemacht wurden, und die lieblichsten Frauen und Mädchen ihm überall entgegen kamen. Er unterhielt sich mit einigen; er fand hier und dort blendende Reize, ein schimmerndes Talent, eine gutmüthige Stimmung — aber nirgends, nirgends in so schönem Vereine, diese stets gleiche Heiterkeit, diese milde Güte, und, bei so viel Kenntniß und Bildung, ein so unverdorbenes, Gefühl, als bei Henrietten. Jedes Mal kam er mit der festeren Ueberzeugung nach Hause, daß kein Weib auf Erden so für ihn passe, ihn so glücklich machen könnte, als sie; aber

je lebhafter diese Ueberzeugung wurde, je tiefsinniger ward Almstein. Sophie bemerkte es; sie drang mit schonender Liebe in ihn, und er gestand ihr endlich seine Empfindung für Henrietten, er sagte ihr, daß, wenn sie sich jetzt noch entschließen könnte, seine Hand anzunehmen, er einer so heitern, so glücklichen Zukunft entgegen sehe, wie niemals, selbst nicht in den Tagen der Blüthe seiner Gesundheit. Sophie war innig erfreut; ihr Vergnügen malte sich auf der rötheren Wange, in dem leuchtenden Auge. Dem Obersten kam diese Freude etwas voreilig vor; aber Sophie versicherte ihn, daß sie von Henriettens Einwilligung so viel als gewiß sei — sie hieß ihn guten Muthes sein, und bot ihm an, an sie zu schreiben. Er nahm es im ersten Augenblick an; dann aber entschloß er sich, selbst zu reisen und sein Urtheil abzuholen. Der Plan hatte zu viel Interesse für ihn, um ihn länger zu verschieben; und die Abreise wurde auf den folgenden Tag festgesetzt.

Vier Wochen waren verflossen, seit Henriette ganz einsam, nur in den Erinnerungen ihres Glückes und in unbestimmten Hoffnungen für die Zukunft lebte. An einem trüben Abende, den kein Stern erhellte, wo düstere Nebel über die entlaubten Wälder bis in das

schmale Thal herab hingen, durch welches der Weg nach Festenberg sich schlängelte, saß sie am Fenster ihres Cabinets, und blickte ernst und trauernd in die Winternacht hinaus. Da sah sie von fern sich einige Lichter bewegen; sie schienen die Straße herauf durch's Thal zu kommen. Zuerst glaubte sie, es wären Landleute, die mit Leuchten den Weg nach der Heimath suchten. Endlich hörte sie ein fernes Rasseln — es war ein Wagen — eine süße Ahnung ergriff ihr Herz — die Lichter kamen näher, sie lenkten den Weg am Hügel herauf gegen das Schloß; jetzt waren sie am Thore — sie erkannte das Wappen ihres Hauses — Almsteins Equipage — er war es. Zitternd vor Ueberraschung und Freude eilte sie hinaus; im Vorsaale trat er ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen. Aller Furcht, aller Proben vergessend, flog sie mit einem Schrei der Freude an sein Herz. Ihn hatte sein überströmendes Gefühl stumm gemacht; er drückte sie an seine Brust, ohne sprechen zu können. Erst als sie im Cabinette ruhig nebeneinander saßen, als der Freudentaumel vorüber war, fanden sie beide Worte, um sich zu sagen, wie schmerzlich sie sich entbehrt, wie sehr sie sich nach einander gesehnt hätten, wie unmöglich es Adolph gefunden, länger ohne sie zu leben.

Nach und nach aber wurde er stiller; er schien zerstreut, und mit einem herrschenden Gedanken beschäftigt. Henriette bemerkte es, und fragte ihn liebevoll. „Ich habe Ihnen eine wichtige Frage zu thun," hob er nach einer Weile an, „und ich muß Sie bitten, sie mir ganz aufrichtig nach der strengsten Wahrheit zu beantworten." Sie versprach es.

„Warum haben Sie zwei Mal bestimmt meine Hand ausgeschlagen? Was war die Ursache ihrer damaligen Abneigung gegen mich?"

„Abneigung?" fragte Henriette erröthend und schlug die Augen nieder, ohne zu sprechen.

Der Oberst drang in sie; — sie gestand ihm endlich, daß der Abstand zwischen seiner und ihrer Gestalt — seine ersten Hoffnungen auf ihre schöne Schwester, ihre Furcht vor dem Spotte der Welt, vor seiner künftigen Reue, sie dazu vermocht hätten.

Almstein hörte ihr schweigend und ernst zu. „Sie glauben also," hob er endlich an, „daß vollkommene Gleichheit der Umstände zu einer glücklichen Ehe nothwendig sei? daß keines dem andern auch nur das Geringste aufopfern, keines das andere auch nur in Einem noch so unwesentlichen Punkte übertreffen dürfe? Glauben Sie das wirklich, mein Fräulein?"

Almsteins Ton war so ernst. — Sie schwieg

ängstlich. — Sie ahnete das Verfängliche in dieser Frage. „Nur eine wahre Liebe,“ antwortete sie nach einigem Nachdenken, „eine solche, die kein Opfer scheut, weil sie keines zu bringen glaubt, weil alles, was sie für den geliebten Gegenstand thut, ihr süß und leicht wird — nur eine solche Liebe kann auch größere Verschiedenheiten ausgleichen. Aber diese konnte ich damals nicht von Ihnen erwarten.“

„Und würden Sie einer solchen Liebe fähig sein?“ Seine Stimme war gedämpft, beinahe zitternd; er sah ihr ernst und streng forschend ins Auge.

Sie wurde noch ängstlicher; sie fühlte die Bewegung, in der er war — sie sah ihn an — der Blick hätte ihn sollen in ihr volles liebendes Herz schauen lassen — aber seiner gespannten Stimmung genügte der Blick nicht. — Sie schlug die Augen nieder.

„Könnten Sie sich entschließen?“ fuhr er noch immer ernst fort, bis am Ende der Rede ihn die Empfindung hinriß: „Könnten Sie sich entschließen, das unaufhörliche Opfer zu bringen, allen Freuden der Jugend und Geselligkeit zu entsagen, und sich an die Person — vielleicht späterhin an das Krankenlager eines hypochondrischen, freudenlosen Mannes zu fesseln, um ihm Alles zu sein, um sein ganzes

Glück auszumachen, um sein Leben zum Himmelsgenusse zu erhöhen, sein — —“

„Ich bin entschlossen, alles für dich zu thun!“ rief Henriette, und warf sich mit Thränen in seine Arme.

Der Oberst schloß sie fest an sein Herz. Ihr Geständniß machte ihn unaussprechlich glücklich, aber noch wagte er es nicht, sich dem süßen Zauber ganz zu überlassen.

„Hast du dich auch geprüft, meine Henriette? Wir kennen uns nur kurze Zeit; Mitleid, Achtung haben schon oft manches schöne Herz getäuscht, eben weil es schön war. Ist es Liebe, was du für mich fühlst?“

Sie richtete sich auf. Sie sah ihn mit leuchtenden Augen an. Der Edelmuth seiner Gesinnungen erhob ihr Wesen zu einer klaren besonnenen Höhe. „Höre mich an, Adolph — und dann entscheide!“ sagte sie: „Ich habe dich geliebt, als ich dich das erste Mal sah, ich floh dich, weil mein Herz in deiner Gegenwart zu schmerzlich litt, ich schlug deine Hand aus, weil ich wußte daß du mich nicht lieben konntest. Ich wollte mein Vermögen mit dir theilen, um so viel in meiner Macht stand, für dich zu thun, und schlug dein Anerbieten zum zweiten Mal aus, weil ich einsah, daß nur deine Großmuth dich dazu bewogen hatte. Aber als du verwun-

det wurdest, als ich wußte, daß du der Theilnahme, der Sorgfalt eines treuen, liebenden Wesens bedurftest, da schwand jede Rücksicht, da stand der Entschluß in mir fest, dein Schicksal zu theilen, und für dich zu leben, zu thun, was in meinen Kräften stand. — Jetzt urtheile, Adolph, ob ich dir ein Opfer bringe, wenn ich deine Hand annehme!"

Stumm vor Rührung und Entzücken sank Adolph an ihr Herz. Er war nun überzeugt, daß er eben so glücklich machte, als wurde, und in wenig Wochen feierte die gute Schwester, die den Liebenden nun mit einer Art Triumph ihre längst gemachten Beobachtungen mittheilte, und ihren Scharfblick loben ließ, die Verbindung des glücklichen Paares in Festenberg.

Der Husarenoffizier.

Herr von Z** pflegte jährlich, wenn seine Geschäfte ihm erlaubten, eine Fußreise zu machen. Gesundheit, Zerstreuung, Erholung von den anstrengenden Arbeiten seines Berufs waren der nächste Zweck dieser Spaziergänge; aber die angenehmere Ausbeute für sein Herz waren die Bilder schöner oder gewaltiger Naturscenen, und die Erinnerung an manches kleine Ereigniß, das seine Einbildungskraft beschäftigte oder sein Gemüth ansprach. Oft pflegte er noch lange, noch Jahre darnach mit Wohlgefallen an solche kleine Vorfälle zu denken, und die angenehmen Bilder, die wohlthätigen Gefühle, die sein Gedächtniß gesammelt und sein Herz treu bewahrt hatte, wie aus einem

geheimen Schatze hervorzugelangen, um die kalte Alltagswelt seines Stadt- und Gesellschaftlebens damit zu verschönern.

Eine kleine Begebenheit war ihm vor Vielen werth, und er kehrte oft und gern dahin zurück. Es war im Spätjahr 1808 gewesen, als er durch freundliche Bergpfade in das reizende, ziemlich weite R***thal kam, in welchen Eisenminen, Hochöfen, Hammerwerke und Sägemühlen ein reges aber mühevolles Leben verbreiten. Aus pyramidalischen Essen stieg hier der schwarze Rauch, Hammer pochten, Wehren rauschten, Kohlstätte dampften, berußte Arbeiter gingen zwischen ihren zerstreuten Hütten umher, Alles verkündete Armuth bei strengem Fleiß und Genügsamkeit. Nur rechter Hand, wo über kleinere Waldberge der Riesenrücken eines kahlen Felsengebirges herüberschaute, stand ein größeres stattliches Haus, dessen alterthümliches Ansehn Festigkeit und Wohlstand verkündete, und seltsam mit einem ganz neuen Dache abstach, das den einen Flügel bedeckte. Es war das Wohnhaus des reichen Hammermeisters, und alle Arbeiter-rings im Thale zollten ihm den Fleiß ihrer Hände. Er war es, der die ganze Gegend leben machte. Diese Erkundigungen hatte Z** schon früher eingezogen. Mit Vergnügen betrachtete er das

betriebsame Thal, und in seiner Seele erhob sich ein Gefühl von Achtung für den Mann, dessen Genie und Thätigkeit so vielen Menschen Unterhalt und Lebensgenuß verschaffte; denn Herr von Z** war ganz voll von den Grundsätzen der Industrie und Oekonomie, die unser Zeitalter beleben, und jede Gelegenheit, wo er der regellos waltenden Natur ein Stückchen ihres Gebietes abgewonnen, und durch menschliche Rastlosigkeit bewimmelt, zur Vermehrung des Mein und Dein benützt sah, erfüllte ihn mit verständiger Freude.

So war es auch damals. Vergnügt und aufmerksam durchstreifte er die Gegend, unterhielt sich mit den Arbeitern, ließ sich ihre Produkte zeigen, machte seine Bemerkungen, erkundigte sich nach Materiale, Verkehr, Absatz, kurz, er verfuhr ganz nach der Weise der Reisebeschreiber, deren Werke er häufig gelesen hatte, und ging nun, wie der Tag sich neigte, dem Wohnhause zu, um mit dem Besitzer desselben, den er im Voraus schätzte, bekannt zu werden.

Die Sonne war gegen die Berggipfel gesunken, ihr röthlicher Schein verklärte die Gegend, und strahlte wunderschön aus den Fluthen des breiten, hier in der Ebene ruhig dahin gleitenden Bergstroms, auf dessen klarer

Fläche der Wiederschein dunkler Tannen über dem rosenrothen Schimmer schwebte. Still und stiller wurde es in der Gegend, die Abendglocke tönte, das Geräusch der Arbeiter schwieg, die dunkelnden Berge ruhten friedlich und schützend um das stille Thal, und grauenhaft schaute von oben der Riesenrücken des Felsgebirges, wie der Herr und Fürst der Gegend, herein. Aus Z**s Herzen waren jetzt alle industriösen Gedanken verschwunden, kindlich gab er dem Zauber sich hin, womit die Natur ihn umfing, und nachdem er sich eine Weile am Anblicke des abendlich stillen Thals gelabt hatte, näherte er sich, mehr mechanisch, als um seines ersten Vorsatzes wegen, dem Hause. Es war ein großes Gebäude, an drei Seiten von Nebengebäuden und einer Mauer umgeben, die einen geräumigen Hof vor demselben bildeten. Ein paar ehrwürdige Nußbäume beschatteten mitten im Hofe einen Tisch mit Bänken, bei welchen er einige Männer erblickte. Vor dem Thore saß ein junges, bürgerlich gekleidetes Weib, auf dessen Schoos ein ganz kleines Kind spielte. Z** trat grüßend zu ihr, die junge Frau antwortete freundlich. Er erfuhr, daß sie die Gattin des Hammermeisters sei, und sie wies ihn an ihren Mann, der im Hofe mit einigen Arbeitern sprach. Z** betrachtete während

des Gespräches die Frau, und fand, was er beim ersten Anblicke nicht bemerkt hatte, daß ihre Bildung sehr zart, ihre Züge wirklich edel waren; aber Krankheit oder Gram hatten die Blüthe dieser frischen Jugend (sie konnte nicht viel über zwanzig Jahre haben) abgestreift, und nun war von einer einst vielleicht blendenden Schönheit nichts übrig geblieben, als die edlen Formen und eine rührende Blässe.

Das Gespräch der Männer im Hofe wurde laut, die Frau schrack zusammen. Z** gewahrte es, aber er schwieg. Er hörte den Hammermeister schelten, er hörte, wie er den Leuten von dem geforderten Arbeitslohn mit bestimmter Heftigkeit abdingte, und von keinen Bitten, ja selbst nicht von den Thränen zu bewegen war, mit welchen im Auge der ältere der beiden Männer, ein schwächlicher Greis, nun unter leisen Klagen aus dem Thore trat, während der jüngere, trotz der Gegenwart der Hammermeisterin, seinem Brotherrn einen derben Fluch nachschickte. Die Frau seufzte und schlug das große blaue Auge zum Himmel. Z** war nicht heimlich zu Muthe, er hatte beinahe Lust, unverrichteter Dinge umzukehren, als der Hausherr unter den Thorbogen trat, den Fremden mit halber Höflichkeit begrüßte und die Frau rauh anfuhr, daß sie noch in der Abendluft mit dem Kinde heraußen sitze. Sie stand auf und ging schweigend. Z** wollte sich nun in ein Gespräch mit dem Hammermeister einlassen, über sein Werk, über die Gegend u. s. w., aber der Meister sah den einfachen Ueberrock des Fremden mit gerümpfter Nase,

Blicke auf dessen bestäubte Stiefel, und antwortete kurz. Z** wurde ärgerlich und ging.

Bei den freundlichen Wirthsleuten, wo er die Nacht zubrachte, hörte er viel von des Hammermeisters Reichthum, seinem grosen Verkehr bis Constantinopel, wenig von seiner Güte oder Rechtlichkeit. Seine Frau wurde als eine Kreuzträgerin geschildert. Z** fand bestätigt, was ihm die erste Zusammenkunft mit diesen Menschen hatte vermuthen lassen. Zum Hammermeister, Herrn Kluge, zu gehn, hatte er nun wenig Lust mehr; aber er wollte die Gegend sehen, und erkundigte sich nach einem Führer.

Die Wirthin sah ihren Mann an. Da wäre ja Niemand besser, als der lahme Georg? sagte sie. Liebe Frau! fiel Z** lächelnd ein: Mit einem lahmen Führer wird mir nicht viel gedient sein; ich denke brav auf den Bergen herumzuklettern. Thut nichts, erwiederte die Wirthin: Sie werden zufrieden sein. Ach, Georg klettert ja beständig auf allen Felsen und in allen Schluchten herum. Z** wollte noch einige Bedenklichkeiten äußern, aber der Wirth, ein rechtlicher, verständiger Mann, versicherte ihm, daß er sich ganz auf den Menschen verlassen könne. „Er führt alle Reisenden, und alle sind mit ihm zufrieden; es ist ein armer Holzknecht, aber ein treuer, geschickter Bursche.“ Kühn wie der Teufel, setzte die Wirthin hinzu, scheu, wie eine Gemse, aber auch so geschickt wie sie.

Z** war es endlich zufrieden. Er beurlaubte seine Wirthsleute, und dachte sich eben

Nach und nach aber wurde er stiller; er schien zerstreut, und mit einem herrschenden Gedanken beschäftigt. Henriette bemerkte es, und fragte ihn liebevoll. „Ich habe Ihnen eine wichtige Frage zu thun," hob er nach einer Weile an, „und ich muß Sie bitten, sie mir ganz aufrichtig nach der strengsten Wahrheit zu beantworten." Sie versprach es.

„Warum haben Sie zwei Mal bestimmt meine Hand ausgeschlagen? Was war die Ursache ihrer damaligen Abneigung gegen mich?"

„Abneigung?" fragte Henriette erröthend und schlug die Augen nieder, ohne zu sprechen.

Der Oberst drang in sie; — sie gestand ihm endlich, daß der Abstand zwischen seiner und ihrer Gestalt — seine ersten Hoffnungen auf ihre schöne Schwester, ihre Furcht vor dem Spotte der Welt, vor seiner künftigen Reue, sie dazu vermocht hätten.

Almstein hörte ihr schweigend und ernst zu. „Sie glauben also," hob er endlich an, „daß vollkommene Gleichheit der Umstände zu einer glücklichen Ehe nothwendig sei? daß keines dem andern auch nur das Geringste aufopfern, keines das andere auch nur in Einem noch so unwesentlichen Punkte übertreffen dürfe? Glauben Sie das wirklich, mein Fräulein?"

Almsteins Ton war so ernst. — Sie schwieg

ängstlich. — Sie ahnete das Verfängliche in dieser Frage. „Nur eine wahre Liebe,“ antwortete sie nach einigem Nachdenken, „eine solche, die kein Opfer scheut, weil sie keines zu bringen glaubt, weil alles, was sie für den geliebten Gegenstand thut, ihr süß und leicht wird — nur eine solche Liebe kann auch größere Verschiedenheiten ausgleichen. Aber diese konnte ich damals nicht von Ihnen erwarten.“

„Und würden Sie einer solchen Liebe fähig sein?“ Seine Stimme war gedämpft, beinahe zitternd; er sah ihr ernst und streng forschend ins Auge.

Sie wurde noch ängstlicher; sie fühlte die Bewegung, in der er war — sie sah ihn an — der Blick hätte ihn sollen in ihr volles liebendes Herz schauen lassen — aber seiner gespannten Stimmung genügte der Blick nicht. — Sie schlug die Augen nieder.

„Könnten Sie sich entschließen?“ fuhr er noch immer ernst fort, bis am Ende der Rede ihn die Empfindung hinriß: „Könnten Sie sich entschließen, das unaufhörliche Opfer zu bringen, allen Freuden der Jugend und Geselligkeit zu entsagen, und sich an die Person — vielleicht späterhin an das Krankenlager eines hypochondrischen, freudenlosen Mannes zu fesseln, um ihm Alles zu sein, um sein ganzes

Herr, den du führen sollst. Der Mann drehte sich um und begrüßte Z**, und dieser stand ein bischen überrascht; denn es war in der Gestalt und der Bewegung des jungen Menschen gar nichts Bäurisches, vielmehr sprach aus den edlen Zügen des bleichen Gesichts und den tiefen dunkeln Augen ein nicht gemeiner Ausdruck; seine Haltung war gewandt, und ein paar Worte, die er sprach, klangen feiner, als die gewöhnliche Mundart der Bewohner dieses Thals. Er stand auf seine Axt gestützt und fragte mit höflichem, aber bestimmtem Tone, wohin es dem gnädigen Herrn gefallen würde, zu gehen?

Das will ich Euch überlassen, sagte, Z**: Ich bin ganz fremd, und habe keinen andern Zweck, als die Gegend kennen zu lernen.

Wenn es nur darum zu thun ist, antwortete Georg, so will ich Sie führen, so gut ich kann. Ich kenne manchen schönen Punkt; aber es ist eine Frage, ob auch Jedem gefällt, was mir gefällt.

Immerhin! erwiederte Z**: Laßt uns gehen, ich folge Euch.

Z** wollte einigemal ein Gespräch anknüpfen; aber Georg schien wortarm, ob er gleich jede Frage sehr höflich beantwortete. Nachdem sie schon eine Stunde gegangen waren, bemerkte Z** mit Bedauern, daß das lange Gehen und Steigen seinem Begleiter schwer ward. Er überlegte bei sich, wie traurig das Schicksal des jungen Menschen sei, dem sein Zustand den ohnedies mühsamen Broterwerb noch mehr erschwerte, und vielleicht in spätern Jahren

ganz unmöglich machen würde. Er konnte seinem Mitleid endlich nicht mehr gebieten, und so wandte er sich auf einer Anhöhe, wo Georg still stand und sich auf seine Axt stützte, mit der Frage an ihn, wo er denn das Unglück gehabt habe, sich den Fuß zu beschädigen?

Ein brennender Balken ist mir auf die Hüfte gefallen, die Schwere des Holzes und das Feuer haben mir eine tiefe Wunde gemacht, antwortete Georg trocken und finster.

„Armer Mensch! Aber wie ging das zu? Habt Ihr eine Feuersbrunst gehabt?“

Vergangenen Mai wäre die Hammerschmiede beinahe ganz abgebrannt.

„Und da habt Ihr löschen geholfen? Das ist brav von Euch!“

Georg schwieg. Ein düsterer, beinahe feindseliger Ausdruck zog sich über sein Gesicht.

„Eure Verletzung muß Euch sehr beschwerlich fallen. Habt Ihr geholfen, des Hammermeisters Haus zu löschen, so wär' es seine Schuldigkeit —“

Wäre es Ihnen nicht gefällig, weiter zu gehn, gnädiger Herr? Es ist noch ein großer Weg bis zum Gipfel des Berges, von wo ich Ihnen die schöne Aussicht zeigen kann.

Z** sah seinen Führer befremdet an. In seinen Zügen lag ein finsterer Gram. Ein leises Gefühl hieß Z** das Gespräch abbrechen, das den armen Burschen widrig zu berühren schien.

Ohne mehr eine Sylbe zu wechseln, gelangten sie auf die Höhe. Hier zeigte sich Georgs besseres Gefühl, und eine viel mehr als bäurische Bildung im vortheilhaftesten Lichte. Mit

TAYLOR INS.

einem feinen Sinne für Naturschönheiten wußte er Z** auf die geschicktesten Standpunkte zu führen, wo plötzliches Erblicken eines sehenswürdigen Gegenstandes das Vergnügen der Ueberraschung gewährte, oder der besondere Charakter irgend einer Parthie auch eine besondere Stimmung hervorbrachte. So hatte er ihn nun rings auf der Bergkuppe herumgeführt, wo der Blick des Reisenden bald in schön begrünte friedliche Thäler, bald auf die wogige Welt niedrigerer Berge fiel, die, wie Wellen eines im Sturm bewegten und plötzlich erstarrten Meers, seltsam und abwechselnd gestaltet umher lagen. Endlich wies Georg mit der Hand links hinab: Hier ist das R***thal, sagte er finster, wandte sich um, setzte sich auf einen Stein und senkte den düstern Blick in die Bergwelt vor sich hinab.

Z** blickte hinunter, wo sein Begleiter hingewiesen hatte, und stand überrascht von dem malerisch schönen Anblicke des ganzen weiten Thals mit seinen Hütten, Feueressen, kleinen Gärtchen, Wiesen und Feldern, die der helle Bach durchfloß, und, über Wehren und Räder rauschend, dumpf aus der Tiefe heraufstönte. Gerade zu seinen Füßen lag das Wohnhaus des Hammerherrn. Er sah deutlich Menschen in dem Hofraume hin und her gehen, ja es däuchte ihm sogar, die Frau mit dem Kinde im Garten hinter dem Hause, den er gestern nicht wahr genommen, zu bemerken. Er brach in fröhliche Ausrufungen aus, die von dem schweigsamen Begleiter unbeantwortet blieben. Endlich hatte er sich satt gesehen, er rief sei-

nem Führer, und dieser brachte ihn auf einem andern, kürzern, aber nicht minder angenehmen Wege wieder herab gegen den Brunnen zu. Wo der Wald sich öffnete, blieb er stehen und nahm Abschied. Z**, der mit seiner Begleitung wohl zufrieden gewesen war, reichte ihm ein ansehnliches Geschenk. Georg, ohne es zu besehen, nahm es höflich dankend. Z** ging vorwärts. Plötzlich hörte er sich rufen. Georg kam ihm nach: „Sie haben mir zu viel gegeben, gnädiger Herr!“

Mit Nichten, guter Mensch! Ihr verdient Euer Geld mühsam. Ich bin Euch Dank schuldig.

„Den nehm' ich gern, aber dies?“ Er wies auf das Geld, und um seinen Mund zeigte sich ein bitterer Zug. — „Ich verdiene mir einen Gulden des Tages, einen halben habe ich mit Ihnen versäumt. Wollen Sie mir etwas mehr geben, als mein tägliches Brod mir einträgt, so werde ich es mit Dank erkennen; aber Almosen, gnädiger Herr! — Almosen kann und werde ich nicht nehmen, so lange ich diese Arme noch rühren kann.“ Er legte den Rest auf einen Stein und ging rasch zurück. Z** sah ihm überrascht nach, und versäumte darüber, was er gewollt hatte, ihm das Geld aufzudringen. Als er sich besann, war Georg verschwunden, und Z** wanderte in allerlei Gedanken seinem Wirthshause zu.

Hier trat ihn der Wirth entgegen und meldete ihm, daß der Hammermeister mit vielen Entschuldigungen, daß er gestern nicht die Ehre gehabt hätte, den gnädigen Herrn zu

kennen, ihn auf heut zu Tische habe bitten lassen. Er soll mit Niemanden grob sein, er mag ihn kennen oder nicht, sagte Z** ärgerlich, und sandte den Bedienten hin, um abzusagen; denn er hatte die gestrige Unart nicht vergessen. Dann befahl er, sein kleines Mahl im Garten des Wirthes aufzutragen, speisete hier recht wohlgemuth unter der hohen schattenden Kastanie, und die freundliche Wirthin ging ab und zu, und unterhielt ihn mit manchem Gespräche über die Gegend und die Nachbarn.

Z**s Gedanken waren mit seinem seltsamen Führer beschäftigt. Er erzählte der Wirthin, was ihm mit ihm begegnet war.

„Ja, ja! so ist er," sagte sie lächelnd: „Ein wunderlicher, aber ein guter Mensch, und sehr unglücklich!"

Das ist wahr, ihm muß es sehr sauer werden, sein Brod zu verdienen. Hindert ihn denn sein Zustand oft nicht an seiner beschwerlichen Arbeit, und leidet er dann nicht vielleicht Noth?

Die Wirthin zuckte die Achseln. „Wir wissen nicht viel, was er macht. Er hat sich hinten mitten im Walde, wo es am schauerlichsten ist, eine kleine Hütte aus Holz erbaut. Dort lebt er wie ein Einsiedler, geht früh mit dem Tage an seine Arbeit, und kehrt in der Nacht — wohl nicht allemal zurück; denn er schläft, wo ihn die Finsterniß überfällt, im Walde, auf dem Berge, wie es kommt."

Seltsam! Und kann er denn arbeiten wie ein Anderer?

„Es ist zum Erstaunen, wie viel er ver-

mag. Wo es am meisten Kraft und Entschlossenheit gilt, bei den gefährlichsten Arbeiten, bei Schlägen auf den steilsten Leithen, oder wenn die Stämme von den höchsten Bergen herabzubringen sind, überall ist Georg dabei und weis Rath mit seinem Kopfe, oder Hülfe mit seiner Hand. Aber er verwildert auch ganz bei dieser Lebensart, er kommt nie mehr in das Dorf, und ist ein völliger Menschenfeind geworden."

Und warum thut er das? Er ist ein hübscher, wohlgewachsener Bursche, geschickt und verständig, wie ich noch keinen seines Gleichen gesehen habe. Er könnte —

„Ach, gnädiger Herr! Da wäre viel davon zu reden," sagte die Wirthin, und spielte mit dem Bande an ihrer Schürze.

Darf man seine Geschichte wissen? fragte Z**, sehr neugierig gemacht durch Alles, was er bisher vernommen hatte.

„Sehn Sie, gnädiger Herr!" begann die Wirthin nach einer kleinen Besinnung: „Ihnen darf ich es schon sagen, Sie sind ein guter, freundlicher Mann, und der arme Georg hat Ihnen Mitleid eingeflößt. Andre Leute haben wohl auch von seinen Umständen gehört, aber sie lachen ihn aus, schelten ihn einen Narren, und das thut mir weh; denn er dauert mich sehr. Ach, ich weiß seine Geschichte nur zu gut!"

Z** schob die halbgeleerten Schüsseln zurück, zog einen Stuhl neben sich, und wies der Wirthin, sich darauf zu setzen. Sie that es und begann also:

„Georg ist kein Bauerssohn, oder eigentli-

cher Holzknecht. Sein Vater war Schullehrer hier, ein geschickter, ordentlicher Mann, und die Mutter eine kreuzbrave Frau. Georg lernte rechnen, schreiben und lesen. Ach, Sie sollten ihn einmal lesen hören! Das geht prächtig, mit so viel Nachdruck und so deutlich, und manchmal so beweglich, daß Einem die Augen übergehn! Ja — nnd was ich sagen wollte — schreiben kann er, schreiben — wie gestochen. Warten Sie, gnädiger Herr! Sie lief ins Haus und kam sogleich wieder mit einem saubern Blatt Papier heraus, auf welchem der Anfang von Gellerts Lied: Du klagst und fühlest die Beschwerden des Stands, worin du dürftig lebst, — mit fester, zierlicher Hand geschrieben war. „Sehen Sie, die Vorschrift hat Georg meinem Fränzel gemacht; denn, wie er noch unter uns lebte, hat er mir ihn aus Gefälligkeit im Schreiben unterrichtet.“

Aber wie kommt denn der Mensch unter die Holzknechte? fragte Z**

„Hören Sie nur weiter! So ward denn Georg von seinen braven Aeltern erzogen, die ihm aber sonst nichts geben, und ihn nicht hätten unterstützen können, wenn er hätte studieren wollen. Da war nun der vorige Hammermeister, Gott hab ihn selig, ein gar christlicher, guter Mann. Der trug ihn an, den Sohn zu sich zu nehmen, und ihnen lernen zu lassen, was er brauchen würde, um sich sein Brod zu verdienen. Dem Hammermeister hatten des Knaben rüstiger Wuchs, seine Geschicklichkeit, sein anstelliges Wesen

gefallen, er gab ihn zu einem alten braven Holzknecht in die Lehre, damit er von unten auf Alles angreifen und kennen lerne, was zum Schlagen, Schwemmen und Herbeischaffen des Holzes gehört, das der alte Herr aus seinen eigenen Waldungen zog, und womit er nicht nur seine Eisenwerke mit Kohlen versah, sondern auch sonst noch einen sehr großen Handel trieb. Dann wollte er ihn, weil er fertig rechnen und schreiben konnte, zum Aufseher über das Geschäft setzen. Georg begriff Alles leicht, er war in Kurzem der Geschickteste wie der Rüstigste von allen Arbeitern. Keine Schlucht in den Bergen, kein einsames Thal blieb ihm unbekannt, überall war er der Erste bei jeder beschwerlichen Arbeit oder Gefahr. Der alte Hammermeister gewann ihn immer lieber, und Georgs Aeltern, ja die ganze Gegend glaubte nichts Anderes, als daß ihn der kinderlose, reiche Mann, der weit und breit keinen Verwandten hatte, wohl einst zum Erben seines ganzen Vermögens machen, oder doch gewiß gut bedenken würde.

So verging die liebe Zeit. Georg war ein schöner, hochgewachsener Bursche von neunzehn bis zwanzig Jahren geworden. Nun, Sie kennen ihn ja. Er sieht sich freilich nicht mehr ähnlich, aber man kann doch urtheilen, was er vor vier bis fünf Jahren gewesen sein mußte, groß, schlank gewachsen, gewandt in jeder Bewegung, und hübsch von Gesicht, ach, so hübsch!“ — Die Wirthin sah wehmüthig lächelnd vor sich hin und schwieg einen Augen-

blick. Das Bild des einst so hübschen Georg schien vor ihrer Seele zu schweben.

„Da war nun meiner Mutter Bruder," hub sie wieder an, „der hatte dasselbe Wirthshaus in Bestand, auf dem wir jetzt sind, ein Ehrenmann, aber mit einer ganzen Schaar Kinder geplagt. Die älteste darunter, Rosine, gar ein hübsches, frommes Mädchen, war eben recht blühend herangewachsen, da trafen sie und Georg sich auf einem Kirchtage bei uns. Sie hatten sich wohl sonst hundert Mal gesehn, aber wie das nun mit der Liebe ist, man geht oft Jahre lang an einander vorüber und sieht nichts und merkt nichts, und auf einmal ist es, als ob der Blitz darein schlüge, und man diese Person nun zum ersten Mal sähe, und eine Menge Sachen an ihr fände, die man vorher gar nicht bemerkt hatte. Genug, Rosine und Georg verliebten sich sterblich in einander. Sie hatten ihrer Liebe kein Hehl; es wäre auch nicht wohl möglich gewesen, denn man sah es den Leutchen auf dem ersten Blick an, wenn sie beisammen waren. Georgs Aeltern, der alte Hammermeister und mein Vetter wußten darum, Jedermann hielt sie in Ehren, denn sie waren Beide hübsch und brav, und Georg bei seiner Geschicklichkeit und bei der Liebe seines Brodherrn für ihn lebte in fröhlichen Hoffnungen.

Aber, lieber Gott, was sind die Hoffnungen und die Zuversicht des Menschen auf dieser Welt! Eines Tages brachten die Arbeiter den alten Herrn, ohne Bewußtsein, sterbend in das Haus getragen. Der Schlag hatte ihn im

Walde gerührt. Georg that ihm alle Liebe und Treue, aber er starb am achten Tage. Reden hatte er nicht mehr können, auch wenig mehr von sich gewußt, und wie er todt war, und die Gerichte geholt wurden, fand sich kein Testament. Man versiegelte Alles, nahm Alles in Verwahrung, die Erbschaft wurde in die Zeitungen gesetzt, und nach vier bis fünf Monaten meldete sich tief in Siebenbürgen ein weitläufiger Verwandter, schickte Briefschaften und Documente ein, und kam endlich selbst. Das ist Herr Kluge, der jetzige Hammermeister."

Der ist's? sagte Z** verdrüßlich und zog die Stirne kraus: Nun — und weiter? —

„Georgs Hoffnungen waren nun freilich zu Wasser geworden. Es that ihm leid, aber mehr um Rosinens willen, der er gern das Leben so süß als möglich gemacht hätte. Er für seine Person hoffte sich überall durchzubringen, und wohl auch eine Frau und Kinder schlecht und recht zu erhalten; denn der neue Hammermeister that ihm im Anfange recht schön, weil er nichts verstand, und Georg das ganze Werk kannte, und Alles ging eine Weile noch gut. Aber unglücklicher Weise warf Herr Kluge seine Augen auf Rosinen. Abgelernt hatte er Georgen auch Manches, dieser ward ihm nach und nach entbehrlicher, und endlich um Rosinen's willen verhaßt. Doch wagte er sich nie gerade an ihn, denn er scheute ihn, wie denn der Bursche überhaupt, ich weiß nicht wie, sich bei Jedermann in Respekt zu setzen versteht. Dafür neckte er ihn im Stillen, und so unbemerkt, daß Georg es anfänglich gar nicht ahnete,

: ihn bald hier, bald dort Hinderniß oder
uß entstand. Während der Zeit betrieb
Kluge seine Liebesangelegenheit mit Eifer.
e wies ihn ab, wie Eure Gnaden denken
1; aber Georg erschrack tödtlich, als sie
n sagte. Es war, als gingen ihm mit
Male die Augen auf. Nun begriff er,
ihm seit langer Zeit der Verdruß gekom=
)ar, er sah das Ende deutlich vor, und
:g es Rosinen nicht. Sie wollte nichts
glauben, sie betheuerte ihm ihre Treue,
aß nichts auf der Welt sie von ihm ab=
g machen könne. Ach Rosine! antwor=
eorg seufzend: Ich glaube Dir wohl und
fest auf Deine Treue; aber ich sehe schon,
lles kommen wird. Du bist arm, und
)e nichts als meinen Dienst. Der Ham=
:ister wird mich entlassen, ich werde kein
für Dich haben, er wird Deinen Aeltern
e Berge versprechen, diese werden in Dich
n, Du wirst ihnen nichts entgegen zu
haben, als Deine Liebe für mich, und
:ndlich nachgeben müssen. Solche Ge=
:, die hundert Mal vorfielen, endigten
nmer unter Thränen und neuen heißen
)erungen gegenseitiger Liebe und ewiger
; aber gebessert wurde an der Sache
Was Georg vorgesehn hatte, geschah.
ammermeister warb förmlich um Rosi=
Die Aeltern erschracken vor Freude. Ein
Glück hatte ihnen nicht geträumt, seit=
ırch des alten Herrn Tod Georgs Aus=
zu Nichts geworden waren. Sie dran=
1 in die Tochter, sie baten, die Mutter

führte ihr ihre sieben unversorgte Geschwister vor, der Vater schalt, drohte, Rosine blieb standhaft. Herr Kluge ahnte, was ihm im Wege stand. Knall und Fall hatte Georg seinen Abschied, und der Meister hatte dafür gesorgt, daß er sobald keinen guten Dienst ringsumher bekommen sollte; denn er hatte ihn überall als einen unruhigen, gefährlichen Menschen verschrieen, und durch seine Freunde verschreien lassen.

Das kränkte den armen Georg am meisten, als er es erfuhr, weil es ihm auch die letzte Hoffnung auf eine andere Versorgung wenigstens für lange Zeit raubte. Zwei Tage war er nirgends zu finden. Ob er im Walde herumgelaufen, oder sich irgendwo verborgen hatte, wußte Niemand. Am dritten Tage kam er zu mir. Mein Gott, wie sah der Mensch aus! Bleich, verwirrt, beinahe nicht zum kennen. Er bat mich inständig, ihm Rosinen herüber zu holen; denn in ihrer Aeltern Haus möge er nicht gehen, und er habe nothwendig mit ihr zu sprechen. Sie kam sogleich und fuhr erschrocken zurück, als sie ihn sah. Ich wollte gehn, er bat mich zu bleiben, er wollte nicht allein mit Rosinen reden. Da drang er nun in sie, sich dem Willen ihrer Aeltern zu ergeben und ihm zu entsagen. „Aber nicht vergessen!“ rief er, indem seine Thränen heftig hervorbrachen: „Ach nicht vergessen, Rosine! denn das würde ich nicht ertragen, nicht hier, nicht in einer andern Welt! Aber ich kann Dich nicht versorgen, ich bin ein unglücklicher, verfolgter Mensch, ich ziehe Dich mit in mein Elend, und das darf nicht sein. Deine Aeltern sind arm, Du sollst die Stütze, der

Troſt Deines Hauſes werden!“ Roſine wollte von Allem dem nichts wiſſen, ſie betheuerte ihm ihre Liebe unter heißen Thränen, ſie wollte ſchwören; er litt es nicht. Ach, Sie hätten hören ſollen, wie herzbrechend er ihr zuredete, wie er ſie auf das vierte Gebot und ſeine Verheißung wies, auf den Lohn ihres Gehorſams, der gewiß nicht ausbleiben würde, früh oder ſpät — wie chriſtlich und fromm er ſprach, der arme gute Georg! Endlich, nach langem Hin- und Herreden, Weinen und Tröſten, ſetzte Georg ſeinen Willen durch. Roſine mußte ihm in meiner Gegenwart feierlich entſagen, er riß ſich laut ſchluchzend aus ihren Armen und war fort.

Dieſer Auftritt koſtete der armen Roſine eine Todeskrankheit. Sie legte ſich noch denſelben Abend. Nun bewies ſich Herr Kluge erſt recht geſchäftig. Alle zwei Tage ſchickte er ſeine eigene Equipage nach **ſtadt, um den Arzt holen zu laſſen; beſtändig waren mehrere von ſeinen Leuten auf der Straße, um Arzeneien, zarte Speiſen, kurz Alles, was der Kranken dienen konnte, herbeizuſchaffen, und keine Prinzeſſin kann eine beſſere Wartung haben, als das Mädchen erhielt. Sie genas auch zuletzt, aber mit ihrer blühenden Schönheit und ihrem Frohſinn war es aus. Die erſte Frage, als ſie nach wochenlanger Geiſtesabweſenheit zu ſich kam, und ich ſie beſuchte, war nach Georg. Ich konnte ihr nichts ſagen, er war und blieb verſchwunden, und Herr Kluge breitete aus, was auch die Meiſten glaubten, er ſei unter die Soldaten gegangen. Roſine erholte ſich langſam, ſie wankte lange herum

wie ein Schatten, und gab endlich, daß ichs kurz mache, auf das unabläſſige Bitten ihrer Mutter, und aus Gehorſam gegen den unglücklichen Freund, dem ſie es gelobt hatte, ihre Hand dem Herrn Kluge. Das war eine Herrlichkeit in den erſten Monaten! Der eingebildete Menſch ſtolzierte überall mit ſeiner ſchönen Frau herum, und behängte die arme Roſine mit einer ganzen Menge Schmuck und Putz, unter dem ſie mir vorkam, wie ein Opferthier, das zur Schlachtbank geführt wird. Aber es dauerte nicht lange. Mit dem ſicheren Beſitze verſchwand nach und nach die Liebe, er fing an, wie man ſagt, das Raube herauszukehren, ſich in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen, und die arme Roſine, ſo ſanft und geduldig ſie Alles in ihrem freudenloſen Herzen ertrug, hatte die Hölle auf Erden neben dieſem Menſchen.“

Verdammter Kerl, rief Z** aus.

„Ja, ja, fuhr die Wirthin fort, es iſt ein böſer Menſch! Die ganze Gegend fühlt es auch, und beſonders die armen Leute, die er unchriſtlich drückt. Aber es iſt ihm doch ſchon Manches heim gekommen, und Gott läßt ſolche Uebelthaten nicht ganz unbeſtraft. So hat er auch den Holzhandel, der dem alten Herrn ſehr viel Geld eintrug, aufgeben müſſen. Er bekam faſt keine Arbeiter mehr, die Meiſten waren nur um Georgs willen geblieben, und verliefen ſich, wie der fort war. Nun hat der Graf **, dem die benachbarte Herrſchaft gehört, die meiſten Waldungen gekauft, und

betreibt die Schwemmen und den ganzen Holzvertrieb mit großem Vortheil.“

Aber wie ward es denn mit Georg?

„Von dem wußte man fast ein Jahr lang nichts. Endlich kam hier und dort Jemand, der ihn hinten im Walde bei des Grafen Holzknechten, oder Nachts hier im Thale zwischen den Obstgärten wandelnd gesehn hatte. Nach und nach wagte er sich mehr heran, und ich selbst begegnete ihm einmal. Mit Mühe erkannte ich ihn in der verfallenen Gestalt, in dem armseligen Anzug. Er hatte sich eine Weile wie ein Verzweifelter in der Welt herumgetrieben; hatte allerlei versucht, und zuletzt auch unter die Soldaten gehen wollen. Aber er konnte sich nicht entschließen, sich auf ewig aus Rosinens Nähe zu verbannen. Es zog ihn gewaltsam hierher zurück, wo sie lebte, wo sie unglücklich war — das wußte er — wo er sie doch vielleicht zuweilen sehen konnte. So hatte er bei dem neuen Schwemmmeister des Grafen Dienste gesucht und gefunden, und arbeitete weit hinten auf den Bergen in den Holzschlägen. — Aber was wird denn nun endlich daraus werden? fragte ich ihn zuletzt: Wirst Du mit Allem, was Du weißt und kannst, immer und ewig ein Holzknecht bleiben? Er sah mich finster an. „Wenn mich aber die Arbeit freut? Das ist eben das Rechte! So im tiefen Wald und Gebirg, fern von Menschen leben, die mächtigen Bäume fällen, die seit Jahrhunderten stolz da gestanden sind, und wenn einer stürzt, ein ganzes Heer von Gesträuchen unter ihm zerschlagen sehn; an den Wald-

strömen weilen und zuschauen, wie sie Felsen wegreißen, Wehren zertrümmern und Felder überschwemmen! Gehts denn nicht überall so? Lebt denn nicht überall der Mächtige, Reiche, vom Unglück oder der Noth der Armen?“ Kurz, Georg blieb auf seinem Sinne, aber, da ihm Manche, wie ich, zuredeten, und ihn tadelten oder auslachten, vermied er endlich, sich vor Jemand sehen zu lassen.“

Hat ihn aber wohl Rosine gesehen oder gesprochen?

„Das weiß ich nicht; denn ich selbst sah ihn nur ein paar Mal von fern, und sie hatte sich von dem Tage ihrer Verehligung an bei mir und allen ihren Freundinnen ausgebeten, daß ihr Niemand von Georg und der vergangenen Zeit spreche. Doch glaube ich wohl, daß sie sich manchmal gesehen, auch wohl vielleicht ein paar Worte gesprochen haben mögen.

Kurz vorher, ehe Georg sich wieder hier sehen ließ, war Rosine von einem bildhübschen Knaben Mutter geworden, der ihre einzige Freude ausmachte. Da brach auf einmal in einer Nacht - ach, ich werde den unglückseligen Johannistag nicht vergessen — Feuer in einem von den Nebengebäuden des Eisenhammers aus, und griff so seltsam und so wüthend um sich, daß noch bis jetzt die meisten Menschen glauben, es sei gelegt worden, und zwar von einem aus Herrn Kluges eigenen Leuten, den er kurz vorher durch seine Härte zur Verzweiflung getrieben hatte. Der Meister war sogleich herbeigeeilt; auch Rosine folgte ihm, um durch ihr Bitten und ihre Versprechungen

die Leute zu williger Hülfe zu bewegen; denn sie kannte ihren Mann und wußte wie wenig sich von dem guten Willen der Menschen für ihn zu versprechen war. Wie sie nun da stand, und den Leuten zusprach, war es ihr, als sähe sie Georg unter denen, die am thätigsten beim Löschen waren. Es fuhr ihr wie ein Messer durchs Herz, und sie blickte nun unverwandt hin, und dankte ihm mit stillen Thränen in ihrem Herzen. Da hörte sie auf einmal hinter sich ein entsetzliches Geschrei. Sie sieht sich um. Das Feuer ging im Hauptgebäude auf, und zwar gerade, wo ihr Schlafzimmer war und ihr Kind lag. Die Mägde riefen zum Fenster hinaus um Hülfe, man sah das Feuer zugleich an der Treppe und auf dem Dache. Rosine stieß einen Schrei des Entsetzens aus, wollte hinzueilen und fiel ohnmächtig nieder. Wir waren indeß Alle herbeigekommen; denn die Nachricht von dem Feuer, der Schein und das Getöse hatten die ganze Gegend aufgeweckt. Als ich in den Hof trat, trugen eben zwei Arbeiter Rosinen wie eine Todte heraus und legten sie ins Gras. Es war eine Verwirrung, ein Lärm, ein Entsetzen unter den Leuten, daß es nicht zu beschreiben ist. Eines schrie hier, das Andere dort um Hülfe, um Wasser, um Eimer. Ich blieb bei der unglücklichen Frau, als ein neues Getöse und ein schwerer Fall mich aufschauen machte. Ein Mensch, den ich nicht erkennen konnte, springt aus dem niedrigen Fenster des Hauses, und ein brennender Balken vom Dache stürzte ihm nach. Jesus! Maria! schrie ich, der ist hin! Aber in zwei

Minuten darauf kam das Kindermädche
dem Buben auf dem Arme, und rief scho
Weitem: Gestrenge Frau! Gestrenge
Der Pepi lebt, es ist ihm gar nichts gesch

Das Kind fing in dem Augenblicke
schreien. Bei diesem Tone schlug die
die Augen auf, und war wie halb wahn
vor Schrecken, Angst und Freude. Wir
ten nun, was geschehen war, und die
erzählte, daß sie noch geschlafen hätte,
plötzlich durch den Feuerlärmen aufgeweck
den wären, und das Feuer ganz in ihrer
erblickt hätten. Sie hätte sich mit dem
retten wollen, aber die Treppe habe
gebrannt, und so hätte sie zum Fenster
um Hülfe gerufen. Da sei plötzlich ein
durch Rauch und Flammen über die Trep
an zu ihr ins Zimmer gedrungen, hab
Kind ergriffen, und sei mit ihm zum
hinausgesprungen. Ihnen habe man n
eine Leiter angelegt. Wie sie unten ge
habe sie gleich nach dem Knaben gefragt
Mensch, der ihn gerettet, sei schwer v
det auf der Erde gelegen, weil ihm ein
nender Baum nachgefallen war, das Kin
er aber im Fallen unbeschädigt einem A
hingereicht.

Rosine hörte diese Erzählung mit ei
beschreiblichen Bewegung an. Es ging
der Seele vor, was geschehen war. Sie
das Kind laut weinend an ihr Herz und
dann auf, um in den Hof zu eilen, al
zitterte so, daß ich sie führen mußte.
mahnte sie, langsam zu gehen. O laß

Laß mich! rief sie: Ich muß zu ihm! — Wie wir in den Hof kamen, standen eine Menge Leute um den Verwundeten herum. Rosine, bleich wie der Tod, mit zerstreuten Haaren, und mit dem Rufen: Wo ist er? Wo ist er? Ich muß ihn sehen! drängte sich durch den Schwarm, Alles machte ihr Platz, sie stand vor Georg, der halb ohnmächtig in den Armen einiger Arbeiter lag. Er blickte auf sie hin — nein, gnädiger Herr, so einen Blick habe ich mein Lebtag nicht gesehen! — und sie stürzte, Alles vergessend, mit dem Ausruf: „O mein Georg!“ über ihn hin. Ich drängte mich ihr nach, ich redete ihr zu, sie hörte und sah nichts, als den verwundeten Liebsten, den sie in ihren Armen hielt, und mit ihren Thränen benetzte. Reden konnte Keines von ihnen, bei Georg aber schien die Besinnung nur so lange geblieben zu sein, bis er seine Rosine wieder gesehen und umfangen hatte; dann sank er völlig bewußtlos zurück und die Arbeiter trugen ihn wie sterbend vom Hofe weg.

Wie Rosine ihn so todtenbleich sah, wollte sie nicht von ihm lassen, und ich hatte Mühe, sie zu halten. Ich rief meinem Manne, ich winkte ihm auf den Unglücklichen. Mein guter Mann verstand mich, er trat zu den Leuten, und befahl ihnen, den Verwundeten in unser Haus zu bringen. So konnte ich doch Rosinen den Trost geben, daß ihr armer Freund so gut als möglich verpflegt, und Alles Nöthige für ihn gethan werden würde. Sie fiel mir schluchzend um den Hals, und beruhigte sich endlich in dem Gedanken, daß Georg bei uns sein,

daß sie immer Nachricht von ihm haben, und für ihn würde thun können, was die Umstände erlauben würden.

Indeß war das Feuer gelöscht, und Jeder kehrte nach Hause zurück. Ich fand meinen Kranken unter den Händen des Wundarztes, den mein Mann sogleich geholt hatte, schwer, aber nicht gefährlich verwundet. Doch lag er beinahe sechs Wochen bei uns, stand unsägliche Schmerzen aus, und blieb am Ende doch lahm, wie Sie wissen. Was Rosine während dieser Zeit zu leiden gehabt, weiß ich am besten, und ich möchte fast behaupten, sie habe noch mehr ausgestanden, als der Kranke. Der Hammermeister nämlich, der längst auf Georg eifersüchtig gewesen, und seine Frau, wohl nicht aus Liebe, aber aus Hochmuth wegen ihrer alten Neigung gequält hatte, ward denn auch von dem Vorfalle bei der Feuersbrunst unterrichtet, und — nun, man muß Eines wie das Andere sagen — es war nicht darnach, daß ein Ehemann sich darüber freuen konnte. Aber doch machte er es zu arg; denn die beiden Leute hatten in aller Unschuld ihres Herzens und ohne böse Absicht so gehandelt, und endlich hatte ihm Georgs Heldenmuth doch sein Kind erhalten. Was er aber nun zur Kränkung seiner Frau und zur Schmach des unglücklichen Jünglings ersinnen konnte, das erfand und erzählte er Rosinen alle Tage. Bald mußte sie hören, was der Wundarzt für Noth und Elend für Georg vorgesagt hatte, und wie er ihn bei dem Behandeln der Wunden marterte, bald, wie die Leute in der Gegend über die Buhlschaft

der Frau Hammermeisterin mit einem Holzknechte spöttelten, und über dessen Liebe zu ihr, die durch Feuer und Flammen gegangen wäre, und doch wohl also ganz ohne Hoffnung auf Belohnung gewesen sein müsse, und was der kränkenden und ehrenrührigen Dinge mehr waren. Dabei bewachte er sie wie ein Drache, sie durfte keinen Fuß in unser Haus setzen, sie mußte ihm das sogar schwören, und als er endlich auf den Gedanken kam, sie könnte den Unglücklichen wohl etwa heimlich mit Geld unterstützen, nahm er ihr die Hauskasse ab, und erniedrigte sie vor allen Dienstboten.

Das ist ja ein wahrer Höllenbrand, dieser Herr Kluge! sagte Z**, und die arme Rosine ist eine so geduldige Kreuzträgerin.

„Das ist sie, gnädiger Herr, geduldig und fromm, und in Gottes Willen ergeben! Das ist aber auch der einzige Trost, der einzige Stab, an dem sich sich aufrecht erhält, das Christenthum und die Liebe für ihr Kind. Das ist ihr nun seit jenem Unglück doppelt theuer. Sie dankt es Georgen, sagt sie, und betrachtet es als sein Geschenk, das er ihr mit Gefahr seines Lebens erkauft hat. Er hat aber auch viel und standhaft gelitten. Still und finster hat er durch dreißig Tage, und wohl nicht viel weniger schlaflose Nächte auf Einer Stelle gelegen, und nie ist eine Klage, oder ein Laut des Schmerzens seinen Lippen entflohen. Von Rosinen hat er nie gesprochen; als wir ihm aber erzählten, daß das Kind lebe, und seine Heldenthat nicht vergeblich gewesen sei, da blickte er dankbar zum Himmel, und

es war das erste und letzte Mal, das ich einen Ausdruck von Freude in seinen Augen sah. Was wir für ihn thaten, erkannte er mit freundlicher, kindlicher Liebe, verließ aber doch, sobald er gehen konnte, mit Segenswünschen unser Haus. Seitdem hat er den Umkreis des Thales nicht wieder betreten, er lebt [illegible] ner Hände Arbeit, die ihn sauer genug werden mag, und vom Führen der Reisenden. Wir wissen wohl, das heißt, wir können es uns an den Fingern abzählen, daß es ihm knapp gehen muß: aber er nimmt weder einen leichteren Dienst hier im Orte, den ihm mein Mann gern verschafft haben würde, noch weniger aber eine Unterstützung an. Was wir während seiner Krankheit an ihm gethan, sei ohnedies, meint er, eine nie abzutragende Schuld für ihn. So bleibt er hinten in seinen Bergen und Wäldern, wird immer menschenfeindlicher, und ich fürchte und denke mit Zittern daran — denn ich habe Georg lieb, wie einen Bruder — es wird einmal nicht gut enden."

Hier endigte die Wirthin ihre Erzählung, und Z**s Gedanken waren nun mit noch höherem Interesse auf Georg gerichtet. Aber auch Rosine hatte seine zarteste Theilnahme erregt, und so nahm er sich vor, die Einladung des Hammermeisters zu benutzen, und gegen Abend zu ihm zu gehen.

Kluge empfing ihn mit vielen Komplimenten und Entschuldigungen, bedauerte endlich, daß er nicht die Ehre gehabt hätte, heut zu Mittag zu bedienen u. s. w. Z**, ohne viel auf all dieses Geschwätz zu antworten, äußerte

seinen Wunsch, das Werk und die Anlagen zu besehen. Sie gingen umher. Es war eine Anstalt von grosem Umfange, mit ungeheuern Kosten angelegt, und ziemlich wohl unterhalten, nur daß es Z** schien, als wehe ein unheimlicher Geist der Rastlosigkeit und des ungemessenen Strebens nach augenblicklichem Gewinne ihn aus allen diesen Anlagen an, und zeuge von keiner zweckmäßigen Eintheilung, und nöthigen Ueberlegung. Endlich kam die Reihe an Garten und Haus. Jener war vernachläßigt, dies mit einer ungeschickten Pracht, weit über den Stand des Besitzers, und ohne allen Geschmack eingerichtet.

In einer Art von Speisesaal ward der Kaffee aufgetragen, und Rosine trat zu Z**s grosser Freude herein, ihm einzuschenken. Er hatte nun Zeit sie zu betrachten, diese edlen Formen zu bewundern, und zu erachten, wie blendend schön diese Gestalt in ihrer Blüthe gewesen sein mochte. Sie sprach wenig, doch hatte ihr Ton durchaus nichts Leidendes; selbst ihrer Haltung, die Gram und Kränklichkeit etwas vorgebeugt hatten, schien sie gebieten, und mit keinem Worte, keiner Gebehrde die Theilnahme oder Aufmerksamkeit erregen zu wollen, die ihr Z**s weiches Herz schon reichlich zollte. Vergnügt durch die Bekanntschaft mit Rosinen, kehrte er ins Wirthshaus zurück, und nahm sich vor, um auch Georg kennen zu lernen, noch einen Spaziergang mit ihm zu machen. Es geschah, wie er es gewünscht hatte, und er hatte sogar die Freude, seinen finstern Begleiter heut ein wenig gesprächiger und zutraulicher zu finden. Er erstaunte über des jungen Holzknechts ge-

wählte und fast begeisterte Sprache, zu welcher ihn manchmal die Betrachtung einer Naturscene hinriß. Noch mehr wie gestern fühlte er sich von Achtung und Mitleid zu dem jungen Manne hingezogen, dessen Geschichte ihm nun bekannt war. Es war ihm nicht möglich, ihn anders als mit Sie anzureden, was der Holzknecht freilich im Anfange mit Befremdung zu hören schien, und nur zu gern hätte er mit ihm über sein Schicksal gesprochen, von dem Unglücklichen selbst Aeußerungen über seine Lage gehört, und ihm dann, so wie es möglich gewesen wäre, Hülfe angeboten; aber es lag etwas in Georgs Wesen, das jede solche Annäherung hintanhielt, und Z** nicht erlaubte, das Wort der Frage oder Anspielung, das bereits auf seiner Lippe schwebte, auszusprechen.

Endlich war die Wanderung für heut geendet. Z** beurlaubte sich von seinem Führer, nicht wie von einem gedungenen Begleiter, sondern wie von einem Fremden, der aus Gefälligkeit den weiten Weg mit ihm gemacht. Er hatte nicht den Muth ihm die ärmliche Bezahlung von gestern anzubieten, und stand einen Augenblick verlegen. Dann zog er ein hübsches Reiseetui mit Bleifeder, Scheere, Messerchen u. s. w. heraus. Ich gehe morgen nach Wien zurück, sagte er, und bedarf dieser Dinge nicht mehr. Behalten Sie das Etui zum Andenken eines Mannes, den Sie durch Ihre Begleitung verpflichtet haben, und der wünscht, daß Sie ihn nicht vergessen möchten! Georg stand einen Augenblick erstaunt, beschämt, gerührt; die Herzlichkeit in des Fremden Be-

tragen überwältigte endlich seinen Stolz. Ich danke Ihnen, sagte er, indem er Z**s Hand ergriff: Es hätte dieses Geschenks nicht bedurft, um sie mir unvergeßlich zu machen. Die Art, wie Sie mich behandelten, hat mich erquickt, erhoben, und Sie haben mir dadurch weit mehr gegeben, als durch dies schöne Andenken. Er schüttelte Z**s Hand treuherzig: „Vergessen auch Sie einen Unglücklichen nicht, der Ihrer Güte und Herablassung einer seiner besten Tage dankt!“ Z** glaubte nun den Augenblick da, wo Georgs Herz sich ihm öffnen würde, er hatte schon eine Frage auf der Zunge. aber Jener wandte sich, und verschwand so schnell im nächsten Busche, daß Z** mit offenem Munde etwas einfältig ihm nachsah, und gar nicht mit den streitenden Empfindungen zurecht kommen konnte, die des jungen Menschen halb zutrauliches, halb stolzes Betragen erregte.

Am andern Morgen verließ er das Thal und kehrte nach der Hauptstadt und zu seinen Geschäften zurück, indem er sich fest vornahm, das nächste Jahr gewiß wieder hierher zu kommen, Georgs Bekanntschaft fortzusetzen, und sich überhaupt immer in der Kenntniß seines Schicksals zu erhalten. Aber dieser Vorsatz wurde von Zeit zu Zeit verschoben, und endlich ganz aufgegeben. Im nächsten, im zweiten und dritten Jahre störten bald Hindernisse Z**s kleine Ausflüge ganz, oder überredende Freunde und zufällige Umstände führten ihn gegen den Plan, den er jeden Frühling faßte, nach R** zu gehen, in andere Gegenden. Doch gedachte er stets mit wehmüthiger Erinnerung

des Schicksals der beiden Liebenden, und liebte es, Georgs Heldenthat, sein starkmüthiges Betragen, und der armen Rosine stilles Leiden seinen Zuhörern oft und ausführlich mitzutheilen.

Im vierten Jahre endlich nach seiner ersten Bekanntschaft mit ihnen gelang es ihm, seinen längst genährten Vorsatz auszuführen, und er unterhielt sich schon auf dem Wege nach R** mit allerlei Träumen und Möglichkeiten, was indessen wohl Zufall oder Schickung aus den jungen Leuten gemacht haben, und in welchen seltsamen, glücklichen oder tragischen Lagen er sie finden könnte.

Von allem dem war nun aber — wie es denn mit solchen Spielen unserer Phantasie meistens geht — gar nichts geschehen, ja vielmehr gerade ein Stand der Dinge eingetreten, den der gute Z** bei allen seinen Möglichkeiten gewiß gar nicht als möglich gedacht hatte. Die Wirthsleute waren schon seit drei Jahren nicht mehr auf dem Hause, weil der Hammermeister, den es gehörte, vielleicht um den Antheil der guten Menschen an seiner Frau und Georgs Liebe zu strafen, einen so übermäßigen Zins gefordert, und sie auch sonst noch so mannichfaltig geneckt hatte, daß sich der Mann endlich gezwungen gesehen, den Pacht aufzugeben, und anderswohin zu ziehn. Das Hammerwerk aber hatte Herr Kluge nun auch seit drei Jahren einem Rechnungsführer übergeben. Er selbst war, um die Früchte seiner Industrie mit Glanz zu genießen, in das nächste Städtchen gezogen, er lebte dort auf einem großen Fuße, gab Gastgebote, von denen nicht nur

Stadt, sondern die ganze Umgegend sprach,
t Kutschen und Pferde, Bediente u. s. w.
lte hoch, und fing an, sich dieser Leiden-
ft so wie dem Trunke unmäßig zu ergeben.
ne Frau sah den Abgrund wohl, in den ihr
nn zu rennen angefangen hatte; aber längst
hrt, daß hier weder Bitte noch Vorstellung
e, und gewohnt ihr Kreuz zu tragen, ging
unter allen den lärmenden Herrlichkeiten
i so still, so geduldig und so freudenlos um-
, wie auf dem Eisenhammer, nur daß sie
)en Ort ihres längst vorlornen Glückes und
r Jugendfreuden oft mit bittern Thränen
ickdachte.

Und Georg? fragte Z** den Gastwirth,
an des Abgegangenen Stelle ihm alle die
angten Erkundigungen mitgetheilt hatte.

Georg? Wer ist der?

Z** erklärte, so gut er konnte. Niemand
Gasthofe wußte etwas von dem Holzknecht
rg. Er beschloß, sich in dem Eisenhammer
ihm zu erkundigen. Der Rechnungsfüh-
war ein artiger, junger Mann. Z** fragte,
rieb, erklärte. Endlich besann sich der
nungsführer. Ja, ja! sagte er: Ich erin-
mich des hübschen, muthigen Burschen.
war einer der geschicktesten Arbeiter, und
haupt ein sehr braver und ein sehr unglück-
r Mensch, der ein besseres Schicksal ver-
hätte. Z**s Herz ging bei diesen Lob-
hen freudig auf, er fragte weiter, und
)r nun folgende Geschichte.

Georg hatte sein düsteres Einsiedlerleben
)em Herbst an, wo ihn Z** kennen lernte,

in den Winter hinein noch fortgesetzt, und war, seinem Vorsatze treu, nie in das Dorf gekommen; aber Herr Kluge hatte ihn längst zum Zielpunkte seiner Rache gemacht, und seit dem Vorfalle bei der Feuersbrunst, wo seine und Rosinens treue Liebe sich achtlos und unwiderstehlich vor der Welt gezeigt hatten, sann er im Stillen nur darauf, wie er ihn verderben, und Rosinen jede Hoffnung des Wiedersehens, ja, die Kenntniß von dem Schicksale ihres Jugendfreundes entziehen könne. Was er gethan haben mochte, hat kein Mensch bis jetzt erfahren, aber nach dem neuen Jahre war Georg aus der Gegend, Niemand wußte wohin? verschwunden. Er kam nicht mehr zu den Arbeiten der Holzknechte, seine Hütte im Felsenwinkel auf der Alpe stand seit Wochen leer, sein weniges Geräthe ungebraucht. Alle Kameraden bedauerten den Verlust des entschlossenen, treuen Gefährten, und je mehr und mehr gewann die Meinung an Wahrscheinlichkeit, daß er auf einem seiner kühnen Gänge verunglückt, vielleicht in eine unzugängliche Kluft gestürzt, oder mit dem Eise irgendwo eingebrochen und rettungslos zu Grunde gegangen sei. Diese Meinungen verbreiteten sich auch bis zu dem Eisenhammer. Rosine vernahm sie, wurde todtenbleich, schwieg aber, und kränkelte von dem an mehr. Gegen alle ihre Erwartung war ihr Mann der einzige, der diesen Vermuthungen keinen Glauben beizumessen schien, und fest behauptete, ja mit vielen nicht unscheinbaren Gründen zu beweisen suchte, daß das Alles wenig Statt habe, und daß der Vermißte sich

über kurz oder lang schon wieder vorfinden würde.

So verging der Winter. Im nächsten Frühling hatte Herr Kluge eine Reise tief hinein ins Gebirge zu machen. Die Aerzte hatten Rosinen längst Zerstreuung und Luftveränderung verordnet, das gewöhnliche Mittel, wenn sie sonst nichts zu rathen wissen. Ihr Man schlug ihr vor, mit ihm zu gehn; es war das erste Mal seit ihrer Verheirathung, daß er ihr etwas freundliches erwies. Er erzählte ihr viel von der schönen Gegend, von dem herrlichen Leben bei seinen reichen Freunden, den Hammermeistern in den höhern Bergen. Rosine, der Alles recht war, nahm es mit freundlichem Danke an, und richtete sich zur Abreise ein. Ihres Mannes Verheißungen war nicht zu groß. Sie sah wirklich vorzüglich schöne Gegenden, wurde mit großen Ehren und mit einem Aufwande bewirthet, der ihr oft lästig war, und sehnte sich nach wenigen Tagen wieder in das Thal ihrer Jugend und ihre gewohnten Umgebungen zurück. Aber sie sollte noch einen großen, berühmten Wasserfall sehen, von dem ihr Mann ihr schon zu Hause so viel vorgesagt hatte. Sie gab auch hierin nach, und fuhr mehrere Stunden weit mit einem Schwager ihres Mannes und diesem an den bezeichneten Ort.

Man führte sie durch ein enges, begrüntes Thal an einem Bache hin, an dessen Ufer hier und da aufgeschichtete kleine Holzstöße die Nähe einer Schwemme verkündigten. Auf dem Gipfel eines mäßigen Hügels, den sie erstiegen, stand eine einsame Hütte, roh aus Baumstämmen

zusammengefügt. Hier wohnt der Holzknecht, sagte ihr Schwager, der die Schleuße besorgen muß. Rosine sah die ärmliche Wohnung an; das ganze Wesen hier herum, die Holzarbeiten, alles füllte ihr Herz mit wehmüthigen Erinnerungen. So gestimmt, leiteten nun ihr Mann und Schwager sie den gäh abhängigen Hügel herab, bis auf den Punkt, wo nun auf einmal der reiche, vom geschmolzenen Schneewasser ungewöhnlich geschwellte Waldbach über eine steile Höhe von vielen Klaftern mit donnerndem Getöse herabstürzte, mehr Schaum wie Fluth, und einer lockern Schneemasse nicht ungleich, die durch den thauenden Südwind aufgelöst von Dächern und Giebeln zerschellend herabstaubt. Ein feiner Regen übergoß die Schauenden selbst in einiger Entfernung; unten tobte und schäumte das Wasser im Felsenkessel, und Rosine sah mit einer Art von schauderndem Gefühle einige Breter, die man ihr zur Lust in den Abgrund geworfen hatte, von der wildempörten Fluth wie Späne krachend zermalmen. Mein Gott! rief sie; Wenn da ein Mensch herabstürzte? „Es ist unlängst geschehn, sagte der Schwager und wies auf einen Erlenbusch an der gegenüberstehenden ganz schroffen Felsenwand: Es war ein fremder Holzknecht, der einige Wochen hier gearbeitet hatte. Der Boden war vom Regen glatt und schlüpfrig, seine Kameraden warnten ihn, heut nicht auf den Felsen da hinaufzuklimmen, auf dessen Höhe er, eine Tanne glaube ich, fällen wollte. Er hörte nicht auf ihren Rath, klomm wirklich bis dort hin zu dem Busche, aber da rollte das lose

Gestein unter ihm, und er stürzte rücklings in die Tiefe.“ — Rosine schauderte und erblaßte. — „Seine Kameraden sahen ihn fallen, noch einen Augenblick unter dem Strudel kämpfen, und dann verschwinden.

Alles schwieg. Der Erzähler fuhr fort: Es war eine unbegreifliche Tollkühnheit von dem Menschen, sich da hinauf zu wagen. Man glaubt auch, es sei nicht ohne Vorsatz geschehen, denn er war immer melancholisch.

Hat man nicht erfahren, wer und woher er war? fragte Herr Kluge.

Es hat ihn kein Mensch gekannt; nur ein Tuch, das er immer um den Hals getragen, hat einer seiner Kameraden, den seine Arbeit den Tag darauf in das Thal da hinabgeführt, weiter unten, wo das Wasser wieder ruhiger wird, an einem Strauche hängen gefunden. Zeig doch, Joseph! setzte der Schwager hinzu, indem er auf einen der sie begleitenden Knechte wies. Der Knecht zog das Tuch aus der Tasche, es war blaue Seide mit kleinen weißen Streifen. Rosine sah es an, ihr Auge starrte, ein Fieberfrost schüttelte ihre Glieder, und ohne einen Laut vorzubringen, sank sie ohnmächtig zu ihres Mannes Füßen nieder.

Sie hatte das Tuch erkannt, das sie beim letzten Abschiede Georgen zum Andenken gegeben hatte.

Man brachte Rosinen in die Hütte des Holzknechts. Sie erholte sich zwar, fand sich aber so schwach, daß man sie den Rest des Weges bis zu ihrem Wagen tragen mußte. Ueber den Vorfall selbst sprach sie mit Niemanden, und

äußerte sich mit keinem Worte; aber es vergingen Wochen, ehe sie sich so weit hergestellt fühlte, um ihre gewöhnlichen Geschäfte zu verrichten.

Bald darauf faßte Herr Kluge, der sich für ungeheuer reich hielt, jenen Vorsatz, in die Stadt zu ziehen, und führte ihn in kommenden Winter aus. Rosinen war Alles gleich, ja sie glaubte, es könne nun auf der Welt nichts mehr geben, was sie zu kränken oder zu betrüben im Stande wäre. Dennoch fand Herrn Kluges verkehrter Sinn noch eine verwundbare Seite, auf der ihr Herz bis jetzt nicht angegriffen worden war. Das waren die Unmäßigkeiten im Spiel und Trunk, in die er sich, verleitet von einigen lockeren Gesellen und Zechbrüdern, stürzte. Täglich gab es nun widerliche Auftritte, Herr Kluge verlor im Spiele, und suchte im Wein Vergessenheit seines Verdrusses. Sein Haus war dabei mit unverhältnißmäßigem Aufwande eingerichtet, die Einkünfte reichten dazu nicht hin, er verkaufte mehrere Gründe, machte Schulden auf sein Hammerwerk, und verpfändete den Ertrag von einem seiner Besitzthümer auf Jahre im Voraus. Nichts genügte mehr, und sehen Sie, gnädiger Herr — so schloß der Rechnungsführer seine Erzählung — wenn das so fort geht, wie diese drei Jahre, so muß er bald den Eisenhammer verkaufen, von dem ohnedies kaum ein Viertheil mehr sein ist. Mich dauert nur die arme Frau und das Kind, die er endlich an den Bettelstab bringen wird.

Z** hatte mit wechselnder Gemüthsbewe-

gung zugehört. Am meisten ergriff ihn das schreckliche Ende des armen Georg; denn, daß er es war, der in dem Wasserfall seinen Tod gefunden, blieb ihm so wie Rosinen keinen Augenblick zweifelhaft. In trüber Stimmung verließ er das verödete Haus, und wußte nicht, wen er mehr beklagen sollte, den armen Georg, der, trotz seines feindseligen Schicksals, doch nun endlich im Hafen der Ruhe angelangt war, oder die unglückliche Rosine, die in scheinbarem Frieden und Wohlstande, um alle Freuden des Lebens gebracht, nun noch einen hülflosen Alter entgegen sah.

Von nun an war Z** das ganze ihm sonst so angenehme Thal zuwider, und er eilte, es zu verlassen, mit dem festen Vorsatze, es nicht sobald, und, wenn er könnte, nie wieder zu betreten.

Noch ein Jahr trieb es Herr Kluge wie bisher. Rosinens Bitten und Vorstellungen, doch für sein Kind zu sorgen, des Rechnungsführers Warnungen und Berichte von dem Staud seines Vermögens, Alles blieb bei den lauten und ungestümen Forderungen zweier wüthender Leidenschaften unbeachtet und unbefolgt. Aber Nachtwachen, Unmäßigkeit, wilde Gemüthsbewegungen, die beim Spiele ihn wie einen Ball zwischen Furcht und Hoffnung umherwarfen, böse Launen über den mißlichen Stand seines Vermögens, und selbst die nicht gewohnte Ruhe des Stadtlebens hatten längst seine Gesundheit untergraben. Ein ungeheurer Verlust an der verbotenen geheimen Pharobank, die in derselben Nacht von der Polizei entdeckt und

aufgehoben wurde, und Furcht vor Scha
und Strafe warfen den morſchen Baum zuſa
men, ſein Körper unterlag ſo vielen Stürm
und ein Nervenfieber endete am achten T
nach jener Schreckensnacht ſein Leben.

Betäubt von dieſen ſchnellen Schlägen,
mattet von der Pflege des Kranken und
ſchlafloſen Nächten, ſtand Roſine an dem Sa
ihres Eheherrn, und wußte nicht, ob ſie
Himmel für ihre Erlöſung danken, oder d
neue Wendung ihres Schickſals als ein ne
Unglück fürchten ſollte. So wenig der A
ſtorbene gethan hatte, ihr Leben zu verſ
nern, ſo war er doch derjenige geweſen,
ſie am Altare Treue bis in den Tod geſch
ren; er hatte in der letzten Zeit gelitten,
ſie, nur auf andere Weiſe und durch eig
Schuld, und endlich war er der Vater ih
Kindes. Dies Alles regte jetzt, da er t
und die Kränkungen, die ſie durch ihn erfah
abgethan waren, ihr Herz in Mitleid ge
ihn auf, und ſie weinte aufrichtige Thränen
ſeinem Sterbelager, nicht ohne inbrünſtiges
bet für das Heil und die baldige Erlöſung
verirrten Seele aus dem Orte der Reinigun

Als dem erſten ſchmerzlichen Gefühle
den Beobachtungen des Wohlſtandes genug
than war, ſie auch wieder ihre Gedanken
ſammeln vermochte, fing ſie wohl an einzuſe
daß der Himmel ſie lieb gehabt, und durch
Löſung des unglücksvollen Bandes, das d
fünf Jahre ihr Leben verbitterte, freundlich
ſie geſorgt habe. Mochten auch die Trüm
von dem einſt ſo großen Vermögen ihres M

nes noch so unbeträchtlich sein, so war doch das Wenige bei Stille und Zufriedenheit weit köstlicher, als vorher Ueberfluß und Pracht bei Kränkung und Unfrieden. Ueberdies war sie genügsam, ihr Sohn noch klein, und Alles, was sie von den Herrlichkeiten voriger Zeit genossen, ihr nie zur Freude gewesen. So fing sie nun an, zu untersuchen, zu ordnen, der Rechnungsführer legte seine Papiere vor, die Gläubiger wurden berufen. Es dauerte lange, bis die Auseinandersetzung zu Stande kam, und endlich nach einem halben Jahre verdrießlicher Berichtigungen fand es sich, daß, wenn Alles verkauft und zu Gelde gemacht würde, nach Abzahlung der Schulden Rosinen kaum so viel übrig blieb, um mit ihrem Sohne sparsam zu leben. Doch zog sie diese rühmliche Armuth dem Vorschlage des Advokaten vor, der ihre Ansprüche geltend machen, und so die Gläubiger stark verkürzen wollte. Als Alles ins Reine gebracht war, verkaufte sie auch noch ihr Geschmeide, ihre kostbaren Kleider, miethete sich in derselben Stadt eine kleine Wohnung, richtete sich ein, und suchte nun durch Handarbeiten, in denen sie wohl geübt war, ihr kleines Einkommen zu vermehren, um ihrem Sohne eine anständige Erziehung geben zu können.

So lebte sie still und fromm für sich dahin, freilich nicht glücklich, denn mit dem Abschiede von Georg war ihr Leben zerrissen und gehaltlos geworden; aber sie lebte im Frieden und ohne Kränkung. Georgs Bild schwebte im Lichte der Verklärung vor ihren Augen, und nimmer konnte sie in die feindselige Meinung

ihres Schwagers einstimmen, daß er seinen Tod selbst gesucht habe. Er war ja auch immer gottesfürchtig gewesen, wie sie, er hatte allen seinen Trost in der Frömmigkeit gefunden: so werde ihn, meinte sie, doch Gott nicht so schrecklich verlassen haben, daß er es hätte wagen dürfen, eigenmächtig seinem Leben ein Ende zu machen.

Die Welt bewegte sich dazumal in stürmischen Gährungen. Es war in den Jahren 1812 und 1813. Rosine in ihrer stillen Abgeschiedenheit nahm durch Gebet und formme Wünsche Antheil an der guten Sache, und freute sich auf den Zeitpunkt, wo sie, wenn nun Alles wieder ruhig, aller Kampf Frieden, aller Haß Einigkeit, das ehrwürdige Alte hergestellt, und auch ihr Sohn der weiblichen Pflege und genauern Aufsicht entwachsen sein würde, ihn ihrem Bruder, der ein wackerer Landwirth, und durch ein braves Mädchen wohlhabend geworden war, zu übergeben, sich aber in die Stille eines Klosters zurückzuziehen entschlossen war, wo sie dem Gebete und dem Andenken an den nievergessenen Jugendfreund leben wollte.

Sie sollte dieser Hoffnung nicht lange genießen. Einer der ersten Gläubiger ihres verstorbenen Mannes, ein Kaufmann in der Stadt, in welcher sie wohnte, Witwer, reich, angesehen und nicht übel gebildet, hatte sie bei den gerichtlichen Verhandlungen näher kennen gelernt. Ihre uneigennützige Handelsweise, ihre Sanftmuth, ihr Unglück, am meisten ihre Schönheit, die Gram und Kränklichkeit nicht ganz hatten zerstören können, machten Eindruck auf

den noch blühenden Mann. Er trug ihr seine Hand an, versprach ihren Sohn an Kindes Statt anzunehmen, und betrieb, trotz Rosinens Bitte, sie mit jeder Bewerbung zu verschonen, weil sie fest entschlossen sei, nie wieder zu heirathen, seine Liebesangelegenheit so öffentlich, so auffallend, daß die ganze Stadt davon sprach, und Niemand daran zweifeln wollte, die ganz arme Witwe, die doch vorher an ein so glänzendes Leben gewohnt war, würde, um ihrer und ihres unversorgten Kindes willen, den Vorschlag mit beiden Händen ergreifen. So machte man sie in den Gesprächen des Städtchens schon zur Braut, und der Ruf davon erscholl bald auch in ihrer Heimath.

Eine junge, rechtliche Beamtensfrau, die kurz vorher, ehe Rosine das * Thal verließ, mit ihrem Manne in die Gegend gekommen war, und sich im freundlichem Umgange näher an sie geschlossen hatte, schrieb ihr Glückwünsche zu der nahen Hochzeit. Rosine antwortete halb scherzend auf das, was sie für Scherz hielt, und versicherte der Frau Rentmeisterin, daß sie an keine Heirath denke noch denken werde. Doch ängstete sie das Geschwätz der Leute, und noch mehr das Zureden ihrer Freunde und Geschwister, um ihres Kindes willen diesen äußerst vortheilhaften Antrag nicht auszuschlagen. Auch des Kaufmanns zuversichtliche Bewerbung quälten ihr stilles Gemüth, und sie sehnte sich aus all dem Gewirre mit banger Seele in die Einsamkeit ihres gewünschten Klosters.

Es stand nicht lange an, so kam ein zweiter Brief der Rentmeisterin. Der Eisenham-

mer des verstorbenen Herrn Kluge wurde von den Gläubigern verwaltet. Jetzt hatte sich ein Käufer gefunden, ein Husarenoffizier, der den letzten Krieg mitgemacht, das Kreuz verdient hatte, und nun in ländlicher Einsamkeit der Ruhe pflegen wollte; denn er war verwundet. Es war, wie die Rentmeisterin schrieb, ein sehr artiger wohlgebildeter Mann, der gleich bei der Uebernahme des Eisenhammers mancherlei Kenntniß und Einsicht gezeigt habe, und das ziemlich zerrüttete Werk mit Verstand und Thätigkeit in recht guten Stand zu bringen scheine. Auch dieser hatte bei der Rentmeisterin Rosinens Bild gesehen, ihre Geschichte vernommen, und sich erklärt, er würde sich sehr glücklich schätzen, wenn Rosinens Herz noch frei wäre, sie wieder als Gebieterin in ihr voriges Eigenthum einzusetzen; — wenn ihr Herz noch frei ist, habe er noch einmal mit sehr bedeutendem Ausdrucke wiederholt, und der Rentmeisterin den Auftrag gegeben, in seinem Namen anzufragen.

Rosine brach in Thränen des Unmuths und der Angst bei diesen neuen Zumuthungen aus. Ach, mein Gott! rief sie: So will man mir denn keine Ruhe gönnen, mir den Rest eines traurigen Lebens nicht in Frieden beschließen lassen! Sie setzte sich hin, und schrieb ihrer Freundin, ihr Herz sei wirklich nicht mehr frei; das möchte sie dem Herrn Rittmeister sagen, und übrigens sie jetzt und künftig mit allen solchen Anträgen verschonen.

Frau Fischer, so hieß die Freundin, theilte dem Offizier sogleich am folgenden Tage seinen

Korb in den schonendsten und glimpflichsten Ausdrücken mit, und setzte, um der Nachricht einen Theil ihrer Bitterkeit zu benehmen, aus ihrer eignen Ansicht entschuldigend hinzu, sie zweifle nun nicht mehr, daß der Kaufmann, der schon so lange und so anhaltend um ihre Freundin geworben, endlich doch einigen Eindruck auf ihr Herz gemacht haben müsse. Der Offizier dankte für die gehabte Mühe, schwieg von seinen weiteren Absichten, und die Sache blieb auf sich ruhen. Aber, obwohl er den Kauf schon seit einigen Wochen geschlossen, und wirklich angefangen hatte, das Werk zu betreiben, auch das Haus ganz anders und in viel einfacherem Geschmacke einzurichten, so fand er doch jetzt auf einmal allerlei Anstände und Zweifel in den Rechnungen, in der Einrichtung, die Niemand als der vorige Rechnungsführer, der längst schon in großer Entfernung eine Anstellung gefunden hatte, oder die vorige Frau Hammermeisterin selbst, die nach dem Tode ihres Mannes alle Schriften durchsehen hatte, zu heben im Stande war. Er ließ sie daher durch Frau Fischer ersuchen, seine Bitte nicht übel zu deuten, und sich die kleine Reise gefallen zu lassen, weil die Sache schlechterdings an Ort und Stelle entschieden werden müßte. Seiner Absichten war mit keinem Worte erwähnt, und seine Anfrage so natürlich, sein Verlangen so billig, daß Rosine wohl einsah, hier sei nichts zu thun, als einzuwilligen. Frau Fischer versprach die Pferde zu schicken, und Rosine sollte nun nach so langer Entfernung, und in so sehr veränderten Umständen das Thal

wieder sehen, wo ihre schönsten, aber auch ihre traurigsten Stunden verflossen waren.

Es hatte sie schon lange eine geheime Sehnsucht hingezogen, und in ihrem Herzen das heimische Thal und das Kloster sie in der Wahl ihres letzten einsamen Aufenthalts unschlüssig gelassen. Nur die Heiligkeit der Stätte und die noch tiefere Abgeschiedenheit entschied endlich für das Kloster. So fuhr sie an einem schönen Frühlingsmorgen unter tausend wechselnden Empfindungen den bekannten geliebten Bergen zu, und stieg bei ihrer Freundin ab. Frau Fischer empfing sie mit vieler Freude, und sagte ihr, was sie noch heiterer machte, und über die gefürchtete Zusammenkunft mit dem Husarenoffizier beruhigte, daß dieser seit jener abschlägigen Antwort nie wieder etwas von der Sache gesprochen habe, und still ohne Umgang lebe. Gegen Abend, als es kühler geworden war, konnte Rosine dem Drange nicht widerstehen, der sie in die eigentliche Heimath zum ehemaligen Hause ihrer längstverstorbenen Aeltern, zu der Kirche, in welcher sie so oft gebetet und geweint, in die schaurig schöne Thalschlucht zog, in der sie einst in bessern Zeiten so oft mit dem verklärten Freunde, und dann später einsam, unter Thränen um ihn, gewandelt war. Sie nahm einen Umweg, um nicht am Eisenhammer vorbei zu müssen; denn sie fürchtete dem Husarenoffizier zu begegnen, und nachdem sie das Haus ihrer Geburt nd die Kirche besucht hatte, stahl sie si n einsamsten Pfaden in die Thal freute sich ganz ungemein, als sie achtet und

ungesehn, in dieser aufgenommen fand. Sie wandelte in wehmüthig süßen Erinnerungen hin, und war nun bis zu dem Brunnen gekommen, an dem sie so oft in theurer Begleitung geruht, und das Wasser getrunken hatte, das des Freundes Hand ihr schöpfte. Sie näherte sich der Brunnenhütte, sie stand auf dem Stege. Mit nicht geringem Schrecken erblickte sie jetzt einen Mann an der Quelle, der sich eben bückte und mit einem leichten hölzernen Becher Wasser schöpfte. Er war einfach und ländlich, doch nicht ohne Geschmack gekleidet. Rosine stand ängstlich, sie wußte nicht, ob es nicht eben der gefürchtete Brautwerber war, ob sie umkehren, oder, an dem Brunnenhüttchen vorbei, die Straße weiter gehn sollte. In dem Augenblicke richtete sich der Fremde auf, wandte sich und trat aus der Hütte. Rosine erstarrte, sie sah diese Gestalt, diese Züge, und mit einem Tone des Entsetzens und der Freude schrie sie: Georg! und stürzte zusammen.

Er sprang hinzu, er erkannte sie, trug die theure Bürde zur Quelle, legte sie auf seinen Schooß, besprengte sie mit Wasser, und unter tausend Liebkosungen und süßen Lauten der Liebe und des Entzückens brachte er sie wieder zu sich. Sie richtete sich auf, sah ihn noch immer zweifelnd an, und sank dann mit dem Ausruf: Du bist's, Du lebst! laut weinend an sein Herz. Nur nach langer Zeit vermochten die tieferschütterten Seelen sich zu fassen, und Worte zu gewinnen, um ihr Erstaunen, ihre Freude auszudrücken. „Und liebst Du mich denn noch? Hast Du mich nicht ver-

gessen in der langen Zeit?“ fragte endlich Georg. Ach, ich habe nie einen andern Gedanken gehabt, als Dich! antwortete Rosine. „Und der reiche Kaufmann, der in *stadt um Deine Hand wirbt? Und die Antwort, die Du dem Offizier sagen ließest?“ — Du weißt davon? rief sie überrascht. Georg sah ihr Erstaunen, er schien sich zu besinnen. Nach einer kleinen Pause sagte er: „Ich habe davon gehört. Der Husarenoffizier war mein Rittmeister, ich stehe nun auch hier in seinem Dienste.“ Das ist mir sehr angenehm, erwiederte Rosine. „Warum?“ „Ach, eben um dieser Bewerbung willen. Aber sage mir nur, wie Alles zusammenhängt? Wir hielten Dich für todt. Ach, was habe ich nicht ausgestanden!“ — Georg erzählte ihr nun, wie ihr verstorbener Mann ihn vor vier Jahren durch den Verwalter des Grafen, dem die Wälder gehörten, Nachts in seiner Hütte von den Soldaten greifen, und als Rekruten habe fortschleppen lassen. Da er bei der Infanterie nicht brauchbar war, sollte er Reiter werden. Er ergab sich in sein Schicksal, das er nicht ändern konnte, und nahm nicht ungern die Dienste, zu denen er seit langer Zeit Lust gehabt, und von deren Ergreifung ihn blos das Verlangen, in Rosinens Nähe zu leben und vielleicht noch einmal ihr hülfreich sein zu können, abgehalten hätte. Er hoffte auch jetzt nicht weit von ihr entfernt zu werden; denn sein Regiment lag in der Nähe der R** thals. Auch schrieb er an Rosinen, sobald es ihm möglich war. Er erhielt keine Antwort. „Ach, und ich keinen Brief!“ Auch nicht aus Ungarn, und im Jahr 1812 aus Pohlen, wo mein zweites Regiment

beim Auxiliarkorps stand? — „Nicht eine Sylbe! — Was ich gelitten habe, kann nur Dein Herz ermessen, wenn Du mich noch liebst, wie einst. Ich glaubte Dich im Wasserfall in ** ertrunken, zerschellt. O Gott! Georg! Georg! rief sie, und umfaßte ihn mit Angst: Du bist doch nicht hineingestürzt?“ Er lächelte. Er war in seinem Leben nicht in der Gegend gewesen, aber das blaue Tuch hatte er bald, nachdem man ihn zum Conscriptionsoffizier gebracht, unter seinen Sachen gesucht und vermißt. Nun verständigten sich nach und nach die ruhiger schlagenden Herzen, und Rosine erfuhr, daß Georg von dem Regimente, bei dem er zuerst angeworben worden, plötzlich und ohne Ursache zu einem Husarenregiment, das tief in Ungarn stationirt war, übersetzt wurde. Von hier ging es nach Pohlen, von dort endlich im Jahr 1813 nach Deutschland und über den Rhein bis in die Hauptstadt des gedemüthigten Feindes. Georg erzählte mit Feuer und Lust von den Schlachten bei Kulm, Leipzig und auf dem Montmartre. Rosine hörte ihm mit aufgeregter Seele zu, und es ward ihr bald klar, daß ihr Mann, so wie er die Ursache von Georgs Entführung gewesen war, auch seine Briefe unterschlagen, seine Uebersetzung zu dem entfernten Regimente bewirkt, und die Komödie am Wasserfalle mit seinem Schwager verabredet hatte, um Rosinen, deren Herz er noch immer Georg zugewandt wußte, jede Hoffnung zu benehmen.

„Aber wie kömmt es, daß Du jetzt hier bist, und hast mich nicht aufgesucht, und nichts wissen lassen?“

Georg lächelte wieder seltsam: Mein S
meister hat mich liebgewonnen, ich habe ihr
viel von der Schönheit dieser Gegend ge
Der Eisenhammer war zu verkaufen, er ließ
überreden, wir nahmen unsern Abschied, un
bin nun bei ihm, wie einst bei meinem alten
liebten Pflegevater. — Dich aber, Rosine,
gleich aufzusuchen, mich Dir zu zeigen — ko
ich es wagen, nachdem durch vier Jahre
meine Briefe unbeantwortet geblieben wa
und ich Dich von Freiern umgeben fand? Zud
Dein Herz ist nicht mehr frei, ließest
dem Offizier sagen.

„Ach, war es denn nicht wahr? Habe
Dich denn nicht ewig geliebt?“

O meine Rosine! — Aber theures We
Ich bin nicht reich, Du auch nicht, ich habe
nur ein geringes Glück anzubieten. Rosine l
die Hand auf seinen Mund, sie verbot ihm
von zu reden, sie war entschlossen, auf j
Fall die Seinige zu werden.

So saßen sie kosend in seliger Vergessen
der Welt um sie her, als die einbrechende D
merung Rosinen an den Heimweg mahnte.
Gott! rief sie: Ich habe noch eine halbe St
bis zur Frau Fischer, und es wird dunkel.
begleite Dich, Rosine, so hast Du nichts zu fü
ten.“ Sie standen auf, und waren noch
lange gegangen, als ihnen in dem engen T
wege ein Bursche in sauberer Livree mit ei
schönen gezäumten Reitpferde entgegen k
Georg ging ihm entgegen, redete heimlich
ihm, und der Bursche kehrte nun mit dem Pf
um. „Das ist wohl ein Reitknecht des Ritt

sters?“ fragte Rosine. Ja, antwortete Georg: Er sucht seinen Herrn, ich habe ihn angewiesen. Sie gingen weiter. Rosine bemerkte nach einer Weile, daß Georg langsam und nicht ohne Beschwerde ging. Sie sagte es ihm, und er erzählte ihr, daß er im Kriege viel ausgestanden und einigemal eben auf die wunde Seite gestürzt sei.

Rosine erschrack: „Ach Georg! Wie wird es Dir denn in Deinem Dienste gehen? Und Alles das leidest Du um meinetwillen!“

„Eben darum achte ich alles dieses Leiden nicht. Fürchtest Du aber vielleicht, daß mein Zustand mich einst zur Arbeit unfähig machen könnte, und Du dann ein trauriges Schicksal mit mir theilen müßtest? — Rosine! Wenn Du das fürchtest, so laß es uns lieber alsogleich gestehen, und uns trennen! Du bist jung, schön, gesucht, ich darf Dein Glück nicht hindern.“

Rosine machte ihm sanfte Vorwürfe über diesen liebloſen Gedanken. Ein Mal, sagte sie, hast Du mich überredet, Dir zu entsagen; es war mein und Dein Unglück, daß ich Dir damals folgte. Jetzt bringst Du mich nicht wieder dazu, gewiß nicht. Ich lasse Dich nicht mehr, und Gott, der Dich in allen Gefahren erhalten, der uns jetzt so wunderbar zusammen geführt hat, wird auch noch weiter für uns sorgen.

Georg umschlang das treue, geliebte Weib, sie stand in seinen Armen, zu ihm aufblickend, und der Mond, der in dem Augenblick hinter der östlichen Felsenreihe heraufstieg, schimmerte in ihr verklärtes Gesicht und in die Thränen,

die aus ihren blauen Augen glitten. Keines sprach, sie fühlten betend und dankbar ihr unaussprechliches Glück.

So waren sie in trauten Gesprächen bis an den Ausgang des Thales gekommen, und betroffen erkannte Rosine, als sie sich umsah, daß sie den gewohnten alten Weg gegangen waren, der am Eisenhammer vorbeiführte. Sie sah ihn schon ganz nahe vor sich, wollte nun durchaus nicht vorbei, und sagte es ihrem Freunde. Dieser lächelte: „Ich muß Dich dennoch bitten, noch bis dahin zu gehn, ich muß sehn, ob der Herr zu Hause ist; denn ich habe ihm etwas zu sagen, ehe ich Dich zur Rentmeisterin führe.“

Rosine ergab sich in das Verlangen ihres Freundes. Er suchte ihr ein freundliches Plätzchen am Ufer, wo ein Baum sie halb verdeckte; dort bat er sie, zu warten, und eilte ins Haus. Rosine sah seiner Zurückkunft mit Ungeduld und nicht ohne Furcht, der Husarenoffizier möchte sie erblicken, entgegen. Es dauerte nur kurze Zeit, so hörte sie gehen. Sie wandte sich — und — wie groß war ihr Schrecken! — der Offizier kam die Anhöhe vom Hause herab, gerade auf sie zu, in völliger Uniform, den Orden an der Brust. Sie hörte ihren Namen von einer theuern Stimme rufen, jetzt warf der Mond sein volles Licht auf den Kommenden — es war Georgs Wuchs, sein Gang, seine Züge.

Gerechter Gott! Was ist das? rief Rosine erschrocken und zitternd. Aber Georg umschlang sie, und drückte sie unter Freudenthränen an seine Brust. Das ist der Lohn Deiner

Liebe und Treue! Gutes, frommes, himmlisches Wesen!

Aber wie kommst Du in die Kleider?

Es sind meine eigenen. Liebe Rosine! Ich bin nicht Unteroffizier und Aufseher über die Arbeiter hier, wie ich Dir scherzend erzählte; ich bin Husarenrittmeister und der Eisenhammer ist mein Eigenthum. Gott hat mich wunderbar geführt, Rosine! Er hat mir seine Gnade gegeben, daß ich mir die Liebe und Achtung meiner Vorgesetzten erwerben konnte. Ich stieg schnell vom Gemeinen zum Unteroffizier, von da zum Lieutenant. Mein Oberst gewann mich sehr lieb. In der Leipziger Schlacht hatte ich das Glück, ihm das Leben zu retten, in der von la Ferté-champenoise wurde er an meiner Seite tödtlich verwundet. Ich hatte Gelegenheit mich auszuzeichnen, ich wurde auf dem Schlachtfelde Rittmeister und bekam das Kreuz. Aber ich genoß diese Freude nicht, denn mein Oberst, mein zweiter Vater, sta[illegible]ch denselben Abend in meinen Armen. Ein bedeutendes Legat von ihm, und einige glückliche Coups, die ich auszuführen bekam, setzten mich in den Stand, nachdem ich meine Pflicht gethan und der heilige Kampf geendet war, meinen Abschied zu nehmen; denn ich fühlte, daß ich der Ruhe bedurfte. Von Dir und Deinem Schicksale hatte ich mir von Zeit zu Zeit Kenntniß zu verschaffen gewußt. So erfuhr ich Deines Mannes Tod, und daß der Eisenhammer zu verkaufen sei. Mein Entschluß war bestimmt. Wohin auf der ganzen Welt hätte ich lieber flüchten sollen, als in das

stille Thal meiner Geburt, wo ich einst so glücklich gewesen, an das selbst traurige Erinnerungen mich mit unbeschreiblichem Reize fesselten, in dessen Nähe endlich Du noch immer lebtest, und wo ich — wenn Du meiner noch nicht vergessen hattest — auch wieder unaussprechlich glücklich zu werden hoffen konnte? Vor einigen Wochen kam ich hierher, Niemand erkannte mich bis jetzt, Niemand suchte in dem reichen Rittmeister in glänzender Uniform den armen Holzknecht. Auch fand ich vieles verändert. In manchen Häusern waren neue Bewohner, Andere waren gestorben, Viele in veränderten Verhältnissen. Ich vermied jeden Umgang, weil ich nicht eher erkannt sein wollte, ehe Du über mein Schicksal entschieden haben würdest. Mit unbeschreiblicher Lust richtete ich mich in dem Hause ein, das Du bewohnt hattest, ich suchte Deine Spuren auf, ich war glücklich, wenn ich wieder eine neue entdeckte. Ach, Rosine! ich lebte nur in dem Gedanken an Dich!

Er legte sein Haupt auf ihre Schulter, aus Beider Augen flossen Thränen der Freude, des innigsten Dankes gegen Gott.

Ich erfuhr, begann Georg von Neuem, was mich wenig freute, die Bewerbung des reichen Nebenbuhlers um Dich. Ich hatte nicht den Muth, sogleich hervorzutreten, ich wollte wissen, wie es um Dein Herz, um Deine alte Liebe stände. Die Frau des Rentmeisters fragte Dich, ohne mich zu kennen. Deine Antwort machte mich bestürzt, ich wußte nicht, sollte ich hoffen oder verzweifeln. Meine Sehnsucht nach Dir, meine Liebe hießen mich endlich alle

Bedenklichkeiten überwinden. Ich wollte mein Schicksal erfahren, Dir in meiner wahren Gestalt vor Augen treten, und erwarten, was Du entscheiden würdest. So veranlaßte ich Dein Hierherkommen, so erwartete ich Dich zwischen heißer Liebe und ängstlicher Besorgniß, als Du mir heut am Brunnen erschienst.

„Und Du, böser Mensch, konntest Dich noch so verstellen und mich mit dem Rittmeister ängstigen!“

Verzeihe, Rosine, ein Scherz, der gar nicht in meinem Plane lag, zu dem Deine Worte mich erst in demselben Momente veranlaßten! Verzeih, wenn ich Dir einen unangenehmen Augenblick gemacht habe; glaube mir aber, Rosine, um alle Schätze der Welt möchte ich die Freude nicht geben, mir den Anblick Deines ganzen treuen Herzens und Deiner hingebenden frommen Liebe durch meine kleine List verschafft zu haben! O Rosine! Ich bin glücklicher, als ich es sagen kann, als ich es verdienen kann. Er drückte sie fester an seine Brust, und sie fühlten Beide schweigend ihre Seligkeit.

Endlich erinnerte Rosine an den Rückweg. Es wird sogleich angespannt sein, antwortete Georg: Laß uns einen Augenblick ins Haus gehen, laß mich Dich in Dein Eigenthum führen, und der Freude genießen, Dich zum ersten Male an dem Orte mein nennen zu können, in dem ich Dich so lange, so schrecklich von mir getrennt wußte! Sie folgte ihm, er zeigte ihr Alles im Hause, wie er es, so viel möglich, einfach und ansprechend eingerichtet hatte, nicht,

wie es unter Herrn Kluge, sondern bei seines Pflegevaters Zeit ausgesehen hatte. Rosine ging selig an seinem Arm umher, und feierte bald mit Wehmuth, bald mit Schaudern an den bekannten Stellen die Erinnerungen der Vergangenheit, bis man dem Rittmeister meldete, es sei angespannt. Er führte Rosinen hinab zu der eleganten Chaise, die im Hofe stand, setzte sich an ihre Seite, und sie, noch ganz betäubt von den wechselnden Auftritten und Gefühlen des heutigen Tages, konnte noch in manchem stillen Augenblicke kaum noch an ihr Glück und an die Wirklichkeit so seltsamer Ereignisse glauben.

So kamen sie unter freundlichem Gekose zur Frau des Rentmeisters, die, schon überrascht Rosinen an des Rittmeisters Seite im Wagen zu sehen, nun vollends die Entwickelung ihres Schicksals, und daß der Husarenoffizier und der arme, so lang als todt beweinte, Georg eine und dieselbe Person seien, sich kaum fassen konnte. Aber bald freute sie sich herzlich mit der beglückten Freundin, und half recht emsig, Alles zu beschicken und anzuordnen, daß das Hochzeitfest des beglückten Paares in vierzehn Tagen, zwar mit anständiger Feier, aber einfach und und nur im Kreise weniger Freunde vor sich gehen konnte.

Anderthalb Jahre hatten Georg und Rosine in häuslicher Stille und im dankbaren Genusse ihres Glückes gelebt, und ein holdes Mädchen lag schon in der Mutter Armen, als Herr von

Z**, der sich zwar vor ein Paar Jahren vorgenommen hatte, das Thal nie wieder zu betreten, das ihm so viele wehmüthige Erinnerungen gab, sich doch bereden ließ, einen Freund zu begleiten, den seine Geschäfte in diese Gegend führten. Sie stiegen in einem entlegenen Gasthofe ab, dessen Bewohner Z** unbekannt waren; aber er und sein Begleiter blieben es nicht lange. Die Erscheinung von ein Paar angesehener Herren aus der Hauptstadt macht Epoche in einem einsamen Gebirgsthale. Bald erfuhr die Gegend, daß die Herren da, und wer sie wären, und in einer Stunde darauf sah Z** zu seinem Erstaunen eine Chaise vor dem Gasthofe halten. Ein Husarenoffizier stieg heraus, und fragte nach ihm. Z** wußte sich die Erscheinung nicht zu erklären, und wollte eben sein Zimmer verlassen, um dem nach ihm Fragenden entgegen zu gehen, als die Thüre sich öffnete, und der Offizier eintrat. Z** sah ihn wundernd an, es war, als sprächen dunkle Erinnerungen aus tiefer Ferne sein Gemüth freundlich aber wehmüthig an. Sie kennen mich nicht mehr — hub der Offizier an, indem er mit gerührter Stimme und dargebotener Rechte auf Z** zuging. „Wahrlich mein Herr! — Mir ist — Ihre Züge, diese Stimme — wir sehen uns heut nicht zum ersten Mal.“ O freilich nicht, rief der Offizier lebhaft: Erinnern Sie sich des armen Georg nicht mehr, der Sie auf den Bergen herumführte?

„Ob ich mich seiner erinnere, Herr Ritt-

meister? Ja wohl, ja wohl! Ich habe seinen schrecklichen Tod herzlich bedauert.“

Er lebt noch, Herr v. Z**! Er lebt noch und ehrt Sie noch wie damals.

„Wärs möglich? Mein Gott! Diese Aehnlichkeit — Sie wären —“

Ich bin der arme Georg, rief der Rittmeister mit lebhafter Rührung: Sehen Sie hier das Etui, das Sie mir damals schenkten. Es ist seitdem nie von mir gekommen. Er zog es bei diesen Worten hervor und wollte es Z** zur Beglaubigung überreichen, aber er lag schon in Z**s Armen, der ihn, heftig bewegt und mit Thränen im Auge, umarmte. Auch in des Rittmeisters Augen glänzten Zähren, sie flossen der Freude des Wiedersehens, dem seltsamen Umschwunge seines Geschickes, seinen damaligen Leiden. Als er sich wieder gefaßt hatte, war Z**s erste Frage nach Rosinen. „Sie ist mein, sie ist meine Frau!“ O, nun ist Alles, Alles gut! rief Z**, und sprang jubelnd auf: Gott sei gedankt, der Euer langes Leiden angesehen und Euch wieder vereinigt hat! Sie müssen mich zu Ihrer Frau führen. — „Darum bin ich hier, antwortete der Rittmeister: Wir Beide bitten Sie um diesen Besuch, als um die größte Freude, die Sie uns machen können. Aber nicht blos besuchen, lieber Herr von Z**, auch bei uns wohnen müssen Sie mit Ihrem Freunde, uns angehören und den Dank und die Liebe eines treuen Herzens nicht verschmähen, das Ihnen auf jenen Spaziergängen in seinem tiefsten Unglück einige schöne und erhebende Stunden verdankte.“

Georg führte Z** zum Wagen. Rosine empfing den Freund, von dem ihr ihr Mann so viel Gutes erzählt hatte, mit Achtung und Dankbarkeit. Beide Gatten strebten sich, ihm und seinem Begleiter die wenigen Tage ihres Aufenthalts im R** Thale so angenehm als möglich zu machen; aber die größte Freude genoß der gute Z** nicht sowohl in den Beweisen der Liebe und Freundschaft des edlen Paares, als in der Betrachtung und Ueberzeugung, wie glücklich diese beiden Menschen waren, und wie sehr sie es zu sein verdienten.

Wenn er nun nach R** kommt, und er besucht das Thal, so oft es ihm nur seine Geschäfte verstatten, wohnt er bei dem Rittmeister, und kommt aus dem Heiligthume häuslichen Glückes und geprüfter Tugend immer heiterer und behaglicher nach der Hauptstadt zurück.

Cabinets-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Fünf und achtzigste Lieferung.

(Neue Folge. Fünftes Bändchen.)

Anthologie

aus den Werken

von

Caroline Pichler.

Zweites Bändchen.

Cabinets-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

(Neue Folge. Fünftes Bändchen.)

Anthologie

aus den sämmtlichen Werken

von

Caroline Pichler.

Hildburghausen u. New-York.

Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.

1830.

Anthologie

aus den sämmtlichen Werken

von

Caroline Pichler.

Cabinets-Ausgabe.

Zweites Bändchen.

Der Badeaufenthalt, Erzählung.
Maria-Zell.

Hildburghausen u. New-York.
Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.
1830.

Der Badeaufenthalt.

(Eine Erzählung.)

Sophie von Alwin an Marie Oltens.

Wiltenbach im März.

Hier bin ich, meine Liebe, an dem Orte meiner Bestimmung. Als ich von weitem die Zinnen des alterthümlichen Schlosses sah, die dunkle Tannenallee, die dahin führt, das Ernste, Feierliche des Anblicks, da wurde mir seltsam zu Muthe. Ach, ich hatte mir alles so ganz anders vorgestellt, als vor einem Monate die Oberamtmannin mir den Vorschlag that, als Gouvernante bei der Gräfin von Wehlau einzutreten! Ich war einer Versorgung so sehr benöthigt — die wenige Baarschaft, die ich noch besaß, war nicht mein Eigenthum — und wenn

auch das kleine Gütchen, das einzige Erbtheil meines Vaters, verkauft wurde, was konnte ich mir für eine Summe versprechen? Und mußte ich nicht darauf denken, das Geld wieder zu erstatten, das ich von meinem unbekannten Wohlthäter empfangen hatte? O ich war in einer sehr drängenden Lage! — Der Mangel fing an, sich mir in seiner ganzen Bitterkeit zu nahen; und so ergriff ich die erste Aussicht, die sich mir zeigte, mit hastiger Freude und innigem Danke gegen Gott, der sich einer verlassenen Waise erbarmte, gerade in dem Augenblicke, wo Hülfe so nöthig war. Uebrigens waren auch die Bedingungen, die Versprechungen für die Zukunft ganz anständig, und ich pries mich um so glücklicher, da meine Lage mich bald gezwungen haben würde, viel ungünstigere anzunehmen. Die wenige Zeit, die mir übrig blieb, weil man sehr auf meine schnelle Abreise drang, verging mit den nöthigen Zubereitungen für meinen neuen Stand, und nahm, nebst den Abschiedsbesuchen, meinen Kopf so sehr ein, daß ich erst, als ich einsam, das Ziel meiner Reise und mein künftiges Schicksal ganz nahe vor Augen, im Wagen saß, ernstlich darüber nachzusinnen begann; und so fuhr ich voll trüber Gedanken und mit beklommenem Herzen auf den Schloßhof.

Die Gräfin empfing mich mit freundlicher Artigkeit, stellte mir ihre Kinder vor und empfahl sie meiner Sorgfalt, indem sie mir zugleich in anständigen Worten zu verstehen gab, was sie von mir erwarte. Es sind ein paar allerliebste Mädchen von vier und sechs Jahren, und mir war in dem ersten Augenblick, als hätte ich die Aeltere schon irgend wo gesehen; doch, das ist wohl Täuschung gewesen. — Die Kleinen kamen mir mit herzlicher Güte entgegen; ich umarmte sie und fühlte mich bewegt, und leistete der Mutter nicht ohne merkliche Rührung die Versicherung, daß ich Alles anwenden würde, um ihr Vertrauen nicht zu täuschen.

Die Gräfin erwiederte das sehr artig — und die Kleinen zogen mich fort auf ihre Zimmer, die künftig auch die meinen sein sollten. Sie liegen im obern Geschosse. Es sind zwei freundliche helle Gemächer mit der Aussicht über die Gärten hin; ein kleines Cabinetchen schließt sich hinten daran, gerade groß genug, um einen Tisch, ein Sopha und mein Querfortepiano zu fassen. Dies Cabinet geht gegen die Berge und den nahen Wald — in eine wildschöne einsame Gegend. — O wie glücklich machte mich diese Entdeckung! Hier werde ich mich einrichten, und die Zeit, die mir von

meinen Zöglingen übrig bleibt, ganz mir selbst leben. Wir haben auch ein eigenes Mädchen zur Bedienung, das im vordersten Zimmer schläft — und daß wir von dem übrigen, ziemlich lauten, menschenvollen Hause abgesondert sind, ist mir sehr lieb, theils um meinet- theils um der Kinder willen.

Die Gräfin ist eine schöne Frau vom feinsten Anstand und Weltton. Sie lebt aber auch ganz so, wie man in der großen Welt lebt, und hat, wie du zu sagen pflegst, die Stadt mit aufs Land genommen. Vor zehn bis eilf Uhr wird es nicht Tag bei ihr, sie geht um vier Uhr zu Tisch, fährt gegen Abend spazieren oder zu Besuch in die Nachbarschaft, soupirt um eilf Uhr, spielt bis tief in die Nacht und schläft bis tief in den Tag. Du begreifst, daß die Kinder an einer solchen Lebensart nicht Theil nehmen können. Wir haben also unsere Tagesordnung für uns, und mir ist das gar nicht zuwider; denn es macht mich unabhängiger, und giebt auch die Eindrücke, welche meine Kleinen empfangen sollen, mehr in meine Gewalt. Wir führen ein eingezogenes Leben, stehen früh auf, genießen so viel möglich der freien Luft, und um zehn Uhr schläft Alles in meiner kleinen Republick, während es unten im Schlosse noch oft von Besuchen lärmt.

Mich fährt sie fort sehr zuvorkommend zu behandeln. Daß ich keine Bürgerliche bin, scheint ihr mehr Achtung einzuflößen, als das, was ich ihren Kindern leiste. Das ist schwach, wenn du willst. Immerhin, wenn sie nur dies Betragen beibehält! Es erleichtert mir mein Verhältniß zu ihr, zu den Kleinen und den Hausleuten; und bis jetzt — ich bin ungefähr vier Wochen im Hause — hat sich noch nichts ereignet, was mich meinen Entschluß hätte bereuen machen können. Doch die Dornen werden nicht ausbleiben; sie fehlen in keiner menschlichen Lage, und ich bin darauf gefaßt.

Im April.

Meine Lage ist noch immer dieselbe. Ich bin sehr zufrieden, und will mich glücklich preisen, wenn sie, den Hauptsachen nach, sich so erhält. Meine Zöglinge fangen an, sich sehr an mich zu gewöhnen; sie lieben mich, sie sind gutmüthig, folgsam, und mein Geschäft geht leicht von Statten. Auch habe ich eine angenehme Gesellschaft hier gefunden, den Verwalter Mühlberg mit seiner Frau, ein paar

junge, artige und wirklich sehr gebildete Menschen. Ich bringe alle Stunden, die ich von meinen Geschäften erübrigen kann, bei ihnen zu, und fühle mich ganz zu Hause bei ihnen. Das, scheint mir, ist das wahre Gefühl, das man bei Freunden haben muß, und der Prüfstein innerer Harmonie der Denk- und Lebensweise. Ich sehe auch wohl ein, daß mir diese Freundschaft von großem Nutzen für mein Verhalten gegen die Personen des Hauses sein wird. Sie kennen alle genau und nach ihren innersten Beziehungen. Von ihrem Herrn, dem Grafen, sprechen sie mit einer Art von Enthusiasmus — er soll ein vortrefflicher Mann sein; von der Gräfin scheinen sie keine so gute Meinung zu hegen, und ich glaube bemerkt zu haben, daß sie sich nicht ganz gern, und also auch nicht ganz offen über sie äußerten. Mich dünkt, die Ursache dieser Abneigung in der wirklich verkehrten Lebensart der Gräfin zu liegen, die auch, wie ich höre, gar nicht nach des Grafen Sinne sein soll. Er liebt ein stilles, häusliches Leben; er wäre am liebsten zu Hause unter seinen Kindern und wenigen auserwählten Freunden. Seine langen Abwesenheiten, zu welchen ihn seine Dienstverhältnisse zwingen (er ist Militär und bekleidet einen sehr hohen Posten), mögen wohl bei sei-

ner Frau zuerst lange Weile, und dann durch das Bedürfniß sich zu zerstreuen, endlich die Gewohnheit eines so geräuschvollen, widernatürlichen Lebens erzeugt haben. Wenn dem also ist, dann kann ich die Gräfin wohl entschuldigen und sogar bedauern. Es muß sehr traurig sein, von einem geliebten, theuren Gegenstande, mit dem wir so glücklich leben könnten, getrennt zu sein, und noch dazu in beständiger Angst um sein Leben zu schweben. Ich zwar, wenn ich mich in diesem Falle befände, würde in der großen Welt weder Freude noch Ersatz finden; aber nicht alle Menschen denken und fühlen gleich, und es wäre sehr ungerecht, über eines Andern Empfindungsweise abzusprechen, weil sie mit der unsern nicht zusammen stimmt.

Ich bin neugierig, den Grafen persönlich kennen zu lernen. Es ist wirklich anziehend, die Art zu hören, mit welcher seine Kinder, die Hausgenossen, die Beamten, die Unterthanen, kurz, die ganze Gegend, von ihm sprechen. Ich habe, seit mich das Schicksal nach meines Vaters Tode in die Welt hinaus gestoßen hat, manche widrige, viele unbedeutende Menschen kennen gelernt. Wie wohl wird es mir thun, einen so trefflichen, allgemein geschätzten Mann näher beobachten zu können, und so ein kleines

Vorurtheil zerstört zu sehen, das ich gegen ihn habe! Ich habe zufällig sein Porträt gesehen. Die Gräfin trägt es am Halse, und neulich lag es, als [illegible] durch's Frauenzimmer ging, auf der Kammerfrau Tische, weil das Venetianerkettchen, an dem es hängt, gesprungen war. Es war niemand im Zimmer; ich erblickte das Medaillon und konnte meine Neugier nicht bezwingen, auch die Züge eines Mannes zu sehen, von dessen Charakter ein so großes, schönes Bild in mir steht. Aber ich fand meine Erwartung sehr getäuscht. Das Gesicht des Offiziers auf dem Medaillon ist schön, allein nichts weniger als edel oder bedeutend; und ich begreife nicht, wie eine solche Seele durch solche Züge sprechen kann. Doch liegt wohl auch die Schuld am Maler. Man erwartet den Grafen in vierzehn Tagen ungefähr; da wird es sich zeigen, wer Recht hat.

Im Mai.

Die Stelle in meinem ersten Briefe aus Wiltenbach, „daß das Geld, welches ich besaß, nicht mein Eigenthum war, und ich darauf

denken müßte, es zurück zu geben," ist dir aufgefallen? Ich sehe wohl ein, daß ich entweder dieses Umstandes nicht erwähnen oder mich bereiten mußte, deiner theilnehmenden Liebe Rechenschaft über den Zusammenhang zu geben. Höre also, liebe Marie, eine Begebenheit oder vielmehr eine Kette kleiner Begebenheiten, die freilich von gar keinem Einflusse auf mein Schicksal waren, aber nichts desto weniger einen tiefen Eindruck auf mein Herz machten. Längst schon hätte ich sie dir mitgetheilt, wenn nicht ihre innere Unwichtigkeit für jeden andern, als mich selbst, und die Furcht, deßwegen belächelt zu werden, mich abgehalten hätte.

Du erinnerst dich des Sommers vor zwei Jahren noch, als meine Tante mich auf ein paar Wochen von meinem Vater ausbat, um sie in's **Bad zu begleiten. Sie und Cousine Rettchen waren kränklich und bedurften einer Person, theils um ihnen Gesellschaft zu leisten, theils um die kleinen Geschäfte zu besorgen, von deren Verrichtungen ihre Kränklichkeit sie abhielt. Zugleich wollte mir die Tante die Freude machen, einmal die Welt zu sehen. Ich war nie aus unserm Dörfchen gekommen, mein Vater willigte ungern ein; endlich ließ er es doch geschehen, und ich fuhr mit der Tante ab.

Wie mich das Bad, die Gegend, die Menschen überrascht, angezogen und wieder abgestoßen hatten, habe ich dir damals geschrieben. Eine Bekanntschaft verschwieg ich dir; — doch konnte ich auch Bekanntschaft nennen, eine Person zweimal gesehen, einige Worte mit ihr gewechselt, und nicht einmal ihren Namen erfahren zu haben?

Der Badeaufenthalt war zu Ende, ohne daß das Geringste vorgefallen wäre, was mein Herz auch nur leise angesprochen hätte. Am letzten Tage, es war ein wunderschöner Sommermorgen nach einer Gewitternacht, die Alles erquickt und neu belebt hatte, gingen wir ziemlich zeitlich auf die Promenade, ehe sich noch die schöne Welt versammelt hatte. Einige Bekannte gesellten sich zu uns. Wir schlenderten die Alleen auf und ab; die Mädchen bemerkten und bespöttelten Alles, was sie sahen. Mir war der Ton von jeher unangenehm; und so nahm ich wenig Theil am Gespräche. Auf einer Bank, in einem einsamen Theile der Allee, saß ein Mann im einfachen Ueberrocke. Der runde Hut, den er tief in die Augen gedrückt hatte, hinderte uns, sein Gesicht zu sehen; aber daß er den rechten Arm in der Schlinge trug, ließ uns vermuthen, er sei ein blessirter Offizier, deren hier, während dem

Laufe des Kriegs, täglich mehrere ankamen, um die Heilkräfte des Wassers zu versuchen. Wir hätten ihn sicher gar nicht bemerkt, wenn nicht ein allerliebstes Mädchen von drei bis vier Jahren, das auf dem nahen Rasenplatze Blumen pflückte und geschäftig hin und wieder lief, um sie dem Manne zu bringen, unsere Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hätte. Meine Gefährtinnen fanden auch hier Stoff zu spöttelnden Witzeleien. Mir kam es ganz anders vor; es schien mir etwas Rührendes in dem Verhältnisse eines tapfern, verwundeten Kriegers zu diesem schönen unschuldigen Kinde zu liegen. Mich zog die Geduld an, mit der er sich den Spielen der Kleinen hingab, ihre Blumen annahm, nicht ohne Unbequemlichkeit wegen seines verwundeten Armes auf dem Schooße hielt, und so ganz Vater zu sein schien. Wir waren schon ziemlich weit von ihm entfernt, als ich mit Schrecken gewahr ward, daß ich meine goldene Halstuchnadel, dies theuere Andenken meiner Mutter, verloren hatte. Die Andern hatten sich niedergesetzt; ich bat sie, meiner zu warten, und eilte zurück, meine Nadel zu suchen, voll Furcht, sie gar nimmer zu finden. Ich war schon weit gegangen, immer die Augen auf den Boden geheftet und ganz trostlos über meinen Verlust, als

eine schöne männliche Stimme mich in zierlichem Französisch fragte, ob ich etwas verloren habe? Ich blickte auf; es war der Offizier. Nicht ohne Verlegenheit sagte ich ihm, was mir geschehen war; er stand sogleich, aber etwas mühsam, auf, um mir suchen zu helfen. Meine Verwirrung wuchs noch mehr, ich bat den Fremden, sich nicht zu bemühen; er ließ sich aber nicht abhalten, und wir suchten einige Augenblicke, bis er plötzlich „da ist sie!" ausrief, und mir die Nadel mit einer sehr anständigen Verbeugung überreichte. Jetzt erst sah ich ihn recht an. Es war ein Mann von etwa dreißig Jahren, groß, sehr gut gewachsen und mit einer sprechenden edlen Physiognomie, in deren Zügen ich einen geheimen Kummer zu finden glaubte; daß er blaß und kränklich aussah, mochte wohl von seiner Blessur herrühren. Ich war unaussprechlich verlegen; und um meine Angst über den Verlust der Nadel in seinen Augen zu rechtfertigen, erzählte ich ihm, warum sie mir so theuer war, daß meine seelige Mutter sie beständig getragen, und daß ich sie seit ihrem Tode nie abgelegt hätte. Er hörte mir mit einem freundlichen Lächeln zu, und als ich schwieg, sagte er mir etwas, nicht Verbindliches, nicht Artiges, aber so herzlich Theilnehmendes, daß ich bis unter die Locken errö-

thete, und nicht wußte, was ich antworten ſollte. Zum Glücke kam in dieſem Augenblicke die Kleine daher geſprungen. Iſt das Ihre Tochter? fragte ich. Er bejahte. Ich bückte mich zu dem Kinde, es war ein gar liebliches Mädchen. Mein Strauß von Roſen und Nelken gefiel ihr. Wie froh war ich, ihn ihr ſchenken und ſo meinen innigen Dank gegen ihren Vater durch eine Freude, die ich ſeinem Kinde machte, bezeugen zu können. Die Kleine ſprang frohlockend fort, der Offizier dankte mir äußerſt verbindlich; ich verneigte mich und kehrte zu meiner Geſellſchaft zurück. Sie hatten den Vorfall von Weitem mit angeſehen und neckten mich mit dem Offiziere von der traurigen Geſtalt, der ſich meiner angenommen hatte. Mich beleidigte ihr Spott, ich wagte es nicht, dies zu zeige ; aber ich antwortete wenig, und ſo ließen ſie mich endlich in Ruhe. Ich ſah mich noch oft nach dem Fremden um; er hatte ſeinen vorigen Platz wieder eingenommen, das Kind ſtand vor ihm und hielt meinen Strauß in der Hand, und ich ſah, daß ſie ihn kindlich gutherzig mit dem Vater theilte. Ach, dachte ich, wer weiß, wer der Mann iſt! Er ſcheint unglücklich, er iſt vielleicht Wittwer, hat eine geliebte Gattin verloren, und hängt nun mit doppelter Zärtlichkeit an ſeiner Tochter, die ihm das Bild der Verlornen zurück ruft.

Warum wäre er ſonſt allein hier mit einem ſo kleinen Kinde, das ihm, als Mann und Offizier, mehr Laſt als Freude machen muß. Wie ſchmerzlich muß ihm in dieſem Zeitpunkte ſein Verluſt ſein! Wie muß jeder Blick auf das Kind, jede Gelegenheit, wo er ſich allein unter den Händen ſeiner Leute findet, ihn bitter an ſein Unglück erinnern! So verlor ich mich in Gedanken über das Schickſal des Fremden, und merkte es nicht, daß ſich bereits der ganze Garten mit geputzten Leuten gefüllt hatte, bis ich mich von allen Seiten begrüßt und angeredet, und auf eine unangenehme Weiſe aus meiner Träumerei geweckt fand.

Der Tag verging wie die übrigen in wechſelnden, geräuſchvollen Zerſtreuungen, die mir heute noch weniger, als ſonſt, angenehm waren. Abends war Ball im Redoutenſaale, der erſte während unſers hieſigen Aufenthalts, und noch mehr, der erſte, den ich in meinem Leben geſehen hatte. Obwohl wir morgen mit dem früheſten aufbrechen ſollten, konnte dies Vergnügen doch nicht entbehrt werden, und ſo zogen wir uns denn an und fuhren hin. Ich war niemals bei ſolch einem Feſte geweſen. Alles war mir neu, alles überraſchte, alles betäubte mich. Es kamen mehrere junge Leute um uns herum, Bekannte der Frauenzimmer, mit denen

wir gingen; ich kannte keinen. Es schienen lauter Civilisten; aber ihr Betragen mißfiel mir, es war eben so wenig Feinheit als Bildung darin. Einer kam mir vor allen widerlich vor durch seine Zudringlichkeit und seine geschmacklosen Scherze, und gerade dieser forderte mich zum Walzen auf; ich mochte nicht mit ihm tanzen, und schlug es ab. Er ging und suchte sich eine andere Tänzerin. Man fing an, sich zu stellen; die Musik begann, die Paare löseten sich von der Reihe ab, und dreheten sich in wirbelnden Kreisen dahin. Mir zuckte das Verlangen durch alle Adern. Jetzt war es mir doch leid, daß ich den Tänzer fortgeschickt hatte; aber indem ich so dachte, trat ein recht feiner junger Mann hervor und bat mich. Ich folgte ihm sogleich und tanzte mit innigem Vergnügen, als auf einmal jener fatale Mensch auf mich zu kam, und mit erhitztem Gesichte und hämischer Art mich darüber zur Rede stellte, daß ich ihm den Tanz abgeschlagen hätte, und jetzt doch mit einem Andern walze. Ich war erschrocken, ich wußte nicht, was ich sagen sollte; mein Tänzer wollte mich vertheidigen. Der fatale Mensch wurde immer unartiger, er drang auf eine Erklärung; die übrigen Paare standen stille, um zu sehen, was vorging. Eine Menge Leute schauten auf mich, ich hätte vor Scham in die

Erde ſinken mögen. In dem Augenblicke ſagte eine bekannte Stimme: Was giebt's hier für Streit? Ich ſah mich um; der Fremde von heute Morgen, aber in völliger Uniform eines Stabsoffiziers, einen Stern an der Bruſt, ſtand hinter mir. Mein Peiniger fuhr zuſammen, das flößte mir Troſt ein; mein Tänzer unterrichtete den Fremden von dem Vorfalle. Das Fräulein kennt vermuthlich die Ballregeln nicht, ſagte dieſer, und hat alſo unwiſſend gefehlt; und geſetzt auch, ſie hätte Sie beleidigt, Herr Lieutenant, ſo iſt das die Art nicht, wie man ein Frauenzimmer von Stande behandelt. Mein Herr General! fing dieſer ſtotternd an. — Keine Entſchuldigung! fiel ihm der Fremde ein: hier iſt nicht der Ort zu Erörterungen. Darf ich Ihnen meinen linken Arm bieten, mein Fräulein! Ich werde die Ehre haben, Sie zu ihrer Geſellſchaft zu führen. Verlegen, erfreut, beſchämt ſah ich ihn an; ſeine Freundlichkeit machte mir Muth. Ich legte meinen Arm in den ſeinigen, wir gingen durch die Reihen der Tänzer, die uns ehrerbietig auswichen; ich konnte wohl ſehen, daß mein Beſchützer ein Mann von Bedeutung war. Mit vieler Schonung unterrichtete er mich nun von dem Fehler, den ich begangen hatte, und rieth mir, dieſen Abend nicht mehr zu tanzen, und mich überhaupt

den Blicken der Menge, die ich auf eine unangenehme Art auf mich gezogen hatte, nicht viel auszusetzen. Ich sah die Richtigkeit dieses Rathes wohl ein; ich dankte ihm und versprach ihm unbedingt zu folgen. Er wandte nun das Gespräch auf andere Gegenstände, als wollte er mich zerstreuen; ich war ihm auch dafür verbunden. Er ging sehr langsam — die Tante saß in dem entferntesten Nebenzimmer. Mir war bange, daß ihm der weite Gang beschwerlich fallen würde; ich hätte es ihm gern gesagt, aber ich wagte es nicht. Ueberhaupt war mir sonderbar zu Muthe, vorzüglich, wenn ich ihn ansehen mußte, wenn sein düsteres Auge so freundlich auf mir ruhete, und der kummervolle Zug um seinen Mund sich in ein wohlwollendes Lächeln verlor. Meine Hand, die auf der seinen lag, zitterte. Er mochte glauben, es sei Wirkung des Schreckens, und sagte liebreich: Fürchten Sie nichts, mein Fräulein! Sie sind ganz sicher vor den Unarten dieses Menschen.

O, ich fürchte mich auch nicht! antwortete ich, indem ich ihm zutrauensvoll in's Gesicht sah: Ich weiß wohl, daß ich unter Ihrem Schutze sicher bin, mir ist nur so sonderbar zu Muthe. Ich fühlte, daß mir in diesem Augenblicke die Augen voll Wasser standen. Warum? Das

weiß Gott! denn ich war ja vergnügt und froh. Er sah mich an und drückte meinen Arm fest an sich, indem er sagte: Gutes, liebenswürdiges Kind! Jetzt wurde ich noch ängstlicher, ich mußte mich wegwenden, und zwei Thränen, die ich nicht mehr zurückhalten konnte, stürzten über meine Wangen. Er sah mich befremdet an, allein er schwieg, und ich auch; aber mein Zittern währte fort, da er mich fast immer ansah, und meinen Arm fest an seine Brust gedrückt hielt.

Wir kamen in das Zimmer, wo die Tante saß. Er übergab mich ihr, und erzählte den Vorfall auf eine so schonende Art, daß ich keinen Vorwurf von der Tante bekam. Er setzte sich bei uns nieder, und erkundigte sich um meinen Namen, um meines Vaters Verhältnisse, unsern Wohnort u. s. w. In dem Augenblick kam ein Offizier, redete ihn „Euer Excellenz!" an, und sagte ihm etwas in's Ohr. Mein Beschützer stand auf, entschuldigte sich, bedauerte, daß er uns verlassen müsse, und ging am Arme des Offiziers fort. Die Tante ergoß sich in Lobeserhebungen, sie fragte bei mehreren Personen um den Namen des Generals; man wußte ihn nicht. Er war gestern Abends mit einem Adjutanten, einigen Bedienten, dem Kinde und seiner

Wärterin angekommen, und im ersten Gasthofe des Ortes abgestiegen.

* * *

Am andern Morgen fuhren wir zeitlich ab. Die Trennung von ** kostete uns viele Thränen. Die Cousine hatte sich wohl unterhalten, sie liebte die Welt, die Zerstreuungen. Mich hatte das alles gleichgültig gelassen, ja vielmehr, es war mir lästig gewesen; aber mir schwebte Ein Bild hell vor der Seele, es war mir wie ein Wesen höherer Art hülfreich und schützend erschienen, um schnell und ohne Spur zu verschwinden. Auf meinem stillen Dorfe und in den einfachen Verhältnissen des väterlichen Hauses fühlte ich mich wie verwandelt, wie umgewendet. Ich ging träumend herum. Alles kam mir anders vor; ich war zerstreut, vergessen, nur mit Einem Gedanken beschäftigt. Bald indessen wich dieses träumerische Dasein einer nur allzutraurigen Wirklichkeit. Der Krieg näherte sich unserer Gegend. Die Herrschaft war abwesend, unser Haus nächst dem Schlosse das vorzüglichste, und mein Vater der angesehenste Mann im Dorfe. Die meisten Geschäfte, Leistungen u. s. w. fielen auf ihn; Truppenmärsche, Einquartierungen, Lieferungen nahmen

unſere Zeit, unſere Thätigkeit, unſer Vermögen in Anſpruch. Die Ruhe floh aus unſerm ſtillen Aufenthalte; bald ſollten auch Zufriedenheit und Wohlſtand entfliehen. Nach der unglücklichen Schlacht bei ** drangen die Feinde in unſere Thäler, ſie überſchwemmten die Gegend, mein Vater wollte mich zu meiner Tante in die Reſidenz ſchicken; aber ich konnte mich nicht entſchließen, ihn in dieſer Lage zu verlaſſen. Als ehemaliger Offizier, der hier ein Freigütchen beſaß, und als der einzige, der im Stande war, Rath und Hülfe zu ſchaffen, wurde er bald von Feinden und Freunden ſo mit Forderungen, Einquartierung und Geſchäften überladen, daß ich mit Zittern die Wirkung voraus ſah, die das auf ſeine geſchwächte Geſundheit haben mußte. Die Feinde behandelten uns zwar nicht als Barbaren; aber ſie wußten uns um deſto ſinnreicher zu quälen. Mein Vater wurde ein Opfer ihrer Peinigungen; bald mit Gewalt, bald durch Erpreſſungen ſeiner Habe, bald als Geißel von einem Orte zum andern geſchleppt, bald unter Androhung des Todes zu Leiſtungen aufgefordert, die wider ſeine Pflicht waren, ſtarb er endlich noch während ihres Aufenthaltes, und ließ mich als hülfloſe Waiſe zurück. Unſer Gütchen war ruinirt; ich wagte es nicht, in dem verlaſſenen Hauſe zu bleiben, und nahm mit

Freuden das Anerbieten der Verwalterin an, zu ihr in's Schloß zu ziehen. Das war eine Zeit, Marie! O dieſe wenigen Monate haben mich um ſo viele Jahre älter gemacht! Doch dieſe Zeiten, ihre Drangſale und mein Verluſt ſind dir bekannt; und ich gehe darüber hin, um zu den Begebenheiten zu kommen, die du eigentlich zu wiſſen verlangſt.

Endlich ſchien ſich uns die Hülfe zu nähern; und obwohl unſere Peiniger uns abſichtlich in Ungewißheit hielten, konnten wir doch aus ihrem Betragen erkennen, daß es nicht gut um ſie ſtände, und unſere Leute nicht weit entfernt wären. Eines Morgens hörten wir ganz in der Nähe kanoniren; und da der Schall immer ſtärker wurde, ſchloſſen wir, daß unſere Erretter vordringen müßten. Schon ſchlugen unſere Herzen voll freudiger Hoffnung, als — das Aergſte geſchah, was uns widerfahren konnte. Die Feinde wollten ſich nämlich in dem ſehr feſt gebauten Schloſſe noch eine Weile halten, um Zeit zu gewinnen. Die Thore wurden verrammelt, alles in Vertheidigungsſtand geſetzt, und uns die Erdgeſchoſſe, die ſtarke Gewölbe hatten, zum Aufenthalte angewieſen. Mit welchen Empfindungen ſahen wir gegen Abend von Weitem **ſche Fahnen wehen und unſere Leute anrücken! Wir ſollten gegen ſie von dem Feinde

vertheidigt werden! Bald begann der Kampf, das Schloß wurde beschossen; die Besatzung vertheidigte sich hartnäckig. Stumm, angstvoll saßen wir beisammen, die Verwalterin, ihre Tochter und ich, und hatten nicht den Muth, uns zu erkundigen, was über unsern Häuptern geschah. Auf einmal entstand ein schreckliches Geschrei, eine Brandkugel hatte gezündet, das Dach gegen uns über schlug in Flammen empor; wir schrien vor Entsetzen. Da flog von einem gewaltigen Stoße unsere gesperrte Thüre auf, und zwei feindliche Soldaten stürzten herein — zuckten die Bajonette, und drohten uns auf der Stelle zu ermorden, wenn wir ihnen nicht alles Geld gäben, das wir hätten. Wir waren so erschrocken, daß wir uns kaum besinnen konnten. Der eine Soldat riß mich zu sich, setzte mir das Bajonett auf die Brust. Ich schrie um Hülfe. Stelle dir unser Entzücken vor! Da drangen **sche Soldaten ein; ihnen folgte ein Offizier mit bloßem Degen. Wo ist sie? rief eine theure Stimme. Es war der General. Er eilte auf mich zu, haute nach dem Soldaten, der mich hielt, und faßte mich in den andern Arm. aber mir vergingen die Sinne, ich sank bewußtlos nieder.

Als ich mich erholte, fand ich mich in einem fremden Zimmer, ein paar Personen um mich

beschäftigt, und gegenüber durchs Fenster schlugen die Flammen des brennenden Schlosses von Weitem durch Nacht und Sturm zum Himmel empor. Ich hörte, daß die Unsrigen einen vollständigen Sieg erhalten und die Feinde vertrieben hatten, daß aber auch das Schloß ganz verbrannt, und nichts als die Menschen daraus gerettet worden seien. Der General hatte mich aus dem brennenden Schlosse, nicht ohne eigene Gefahr, getragen, und an einem sichern Orte der Sorge Anderer übergeben, weil seine Gegenwart bei der Truppe nothwendig war. Mit welchen streitenden Empfindungen mich dies erfüllte, kannst du leicht denken. Ich war in einer Art von Betäubung; ich wußte nicht, was ich zuerst denken oder überlegen sollte. Da ging die Thüre auf, und er trat ein. Ich sprang auf, um ihm zu danken, aber ich war nicht vermögend zu sprechen. Er winkte, und man verließ uns. Fassen Sie sich, meine theure Sophie! sagte er: Die Gefahr ist vorüber, Sie sind in Sicherheit. Ihnen danke ich es, mein Retter, mein Schutzengel! rief ich, und meine Thränen brachen hervor. Ich ergriff seine Hand, und wollte sie an meine Lippen ziehen. Was machen Sie, Fräulein? rief er, schlang den Arm um mich, und drückte einen Kuß auf meine Stirn. Jetzt war es um meine Besin-

nung geſchehen; ich zitterte, daß ich mich an ſeinem Arme halten mußte. Sophie, meine theure Sophie! rief er: O warum können dieſe Augenblicke nicht ewig währen! Ich muß fort. Fort? rief ich, und fühlte, daß ich erblaßte: O mein Gott! Was wird aus mir werden, wenn Sie mich verlaſſen? Sophie! antwortete er: Ich werde Sie nie — nie vergeſſen. Denken Sie meiner eben ſo, wenden Sie ſich in jeder Lage Ihres Lebens an mich, Sie werden den treueſten Freund an mir finden! Er drückte mich an ſeine Bruſt, ich weinte immer heftiger. Leben Sie wohl! ſagte er mit unterdrückter Stimme. Ich blickte auf, ich ſah Thränen in ſeinen Augen; er beugte ſich zu mir herab, unſere Lippen berührten ſich, ich weiß nicht wie — mir verging Himmel und Erde. Da riß er ſich ſchnell los, rief: Lebe wohl! drückte mir die Hand, und war verſchwunden.

Lange, lange ſtand ich betäubt da, ohne zu begreifen, was geſchehen war. Endlich faßte ich mich. Ich war allein, und in meiner Hand lag ein ſeidener Beutel. Ich erſchrack; ich öffnete ihn und fand ihn voll Gold. Es war von ihm. Er hatte meine hülfloſe Lage erfahren, und wollte mich nicht ohne Unterſtützung laſſen. Ich mußte ihm dafür danken; dennoch war etwas in dieſer Handlung, das mich drückte.

Ich fühlte meine Unterordnung sehr schwer. Indessen behielt ich keine Zeit, mich meinem Nachdenken und Gefühle zu überlassen. Die Bekannten, die Nachbarn sammelten sich; jedes hatte zu erzählen, jedes einen Verlust zu beklagen, und alle genug zu jammern. Nachdem wir unser Elend gegen einander gehalten, und alles wohl überlegt hatten, fand es sich, daß, hier in dem halb zerstörten Orte zu bleiben, keine Möglichkeit sei, und jedes sich einen Zufluchtsort suchen müsse. Auch ich mußte daran denken, und mir fiel sogleich die gute Madame Müller ein, die einst bei meiner Mutter als Kammermädchen gedient hatte, und nun in der nächsten Kreisstadt verheirathet war. Ich schrieb ihr. Sie nahm mich gern auf; und ich schickte mich an, mit schwerem Herzen den Ort meiner Geburt, die Grabstätte meiner Aeltern zu verlassen, und einem unbekannten Schicksale entgegen zu sehen. Noch ehe ich das Dorf verließ, kannst du dir denken, daß es eines meiner angelegensten Geschäfte war, mich nach dem Namen meines Schutzengels zu erkundigen. Aber leider hatte die Truppe, welche das Schloß erstürmte, schon am folgenden Morgen Ordre bekommen, weiter zu marschiren; und die jetzt kamen, die Gegend zu besetzen, wußten nichts von dem Generale. Vielmehr versicherten mich alle, daß

nur ein Oberster diese Affaire kommandirt habe, der sich *** nannte; das Regiment aber hieß **. So war denn auch diesmal meine Hoffnung vereitelt, und mir blieb nur die Wahrscheinlichkeit, daß entweder die erste Nachricht auf dem Balle falsch gewesen, und mein Retter kein General, sondern Oberster sei, oder daß vielleicht das Regiment seinen Namen führe.

Mir that das sehr leid, denn mir war abermals jede Aussicht abgeschnitten, in irgend einer Verbindung mit ihm zu bleiben; ja selbst die Möglichkeit, mich nach ihm zu erkundigen, war mir benommen. In der unruhigen Lage, in welcher ich mich damals befand, überlegte ich das nicht so genau. Jedes trachtete fortzukommen, sobald Pferde zu haben und die Wege frei waren. Mir glückte es schon am dritten Tage. Am Abende desselben betrat ich meinen neuen Zufluchtsort, das Haus der guten Müller, und richtete mich ein, hier von meiner Hände Arbeit und dem wenigen Gelde zu leben, was ich aus dem Verkaufe meines kleinen Gütchens lösen würde.

Meine Zeit verfloß still und einförmig. Ein theures Andenken verschönerte meine Einsamkeit. Ich sah die Thorheit meiner Neigung wohl ein; ich sagte mir tausendmal vor, es sei sträflich, eine Leidenschaft für einen Fremden,

dessen Namen ich nicht einmal gewiß wußte, der Vater, vielleicht auch Gatte war, den ich in meinem Leben wahrscheinlicher Weise nie wieder sehen würde, mit den besten Kräften meines Lebens zu nähren. Das sagte ich mir alles; und doch blieb alles genau wie vorher. Ach, wenn ich den Tag über mich recht müde gearbeitet hatte, um meinen Lebensunterhalt zu gewinnen, dann setzte ich mich hin und nahm das einzige Andenken, das mir von seiner Erscheinung geblieben war, den seidenen Beutel, in die Hand, und überließ mich grillenhaften Träumen! Der Beutel war von Seide und Silber sehr artig gestrickt, und eine ausdrucksvolle Devise bezeichnete ihn als ein Geschenk von lieber Hand. Vielleicht von seiner Frau! dachte ich dann, und es fiel mir zentnerschwer auf's Herz. Aber nein! dann hätte er ihn nicht weggegeben, auch nicht, wenn er Wittwer wäre, wie ich mir das erstemal dachte, als ich ihn sah! So irrte mein Geist von einer Vorstellung zur andern, und fand ein schmerzlich süßes Vergnügen im Entwerfen von allerlei romantischen anziehenden Scenen zwischen ihm, der Verfertigerin des Beutels und mir selbst.

Noch waren die Goldstücke unberührt. Ich war sehr arm; aber ich hätte lieber gedarbt, als sie angegriffen. Allein nun wurde ich krank,

die eiſerne Noth drang mich; wenn ich nicht zu Grunde gehen wollte, mußte ich ſie gebrauchen. Ich that es mit dem größten Widerſtreben; denn mir lag ſehr wenig an der Erhaltung meines Lebens. Wie gern wäre ich damals geſtorben! Wie gern auch jetzt! Was iſt's denn, das mich hier halten kann?

Ich genas langſam. Während meiner Krankheit hatte ich an der Frau des Oberamtmanns eine Wohlthäterin, einen guten Engel gefunden. Sie verließ mich auch nicht, als ich geſund worden war; und nur ihrer raſtloſen Verwendung, ihren freundlichen Empfehlungen verdanke ich meine jetzige Stelle. Indeſſen wurde mein Gütchen verkauft. Der Ertrag war viel kleiner, als ich mir geſchmeichelt hatte; dennoch ſetzte er mich in den Stand, die Summe, die mir ſo großmüthig gegeben worden war, wieder vollſtändig zu machen, und mir blieb noch ein ziemlicher Betrag, den ich durch Wirthſchaft und Sparſamkeit zu einem Nothpfennige für alte und kranke Tage zu vergrößern denke. Sieh, meine liebe Marie! Das iſt die Geſchichte dieſes Geldes, und zugleich die meines Herzens ſeit den letzten zwei Jahren. Ihn habe ich nie wieder geſehen, werde es auch vielleicht in meinem Leben nicht; aber ſein Andenken wird nie aus meiner Bruſt weichen, und er war auch ganz

allein Urſache, daß ich jenen Heirathsantrag ausſchlug, von welchem dir die gute Müller ſchrieb, und ſich bitter über mich beklagte. Mir ſchien es Gewiſſensſache, einem Manne am Altare Treue zu ſchwören, während das Herz mit dem Bilde eines Andern erfüllt iſt, und wenn ich auch eine gute Verſorgung darüber verſcherzen und gezwungen ſein ſollte, mein Brod mit Handarbeit zu verdienen.

Den 2. Junius.

Ich habe ſchon einige Tage vorbei gehen laſſen müſſen, ohne dir ſchreiben zu können; aber bei uns herrſcht jetzt viele Unruhe und Geſchäftigkeit. Wir erwarten den Grafen; und da er, theils durch die Feldzüge, theils durch ſeine Verhältniſſe am Hofe abgehalten, ſeine Güter ſeit mehr als drei Jahren nicht geſehen hat, ſo iſt dieſe Ankunft ein Freudenfeſt für die Gegend, das ſie in eine Art von ſchwärmeriſchem Entzücken und Trunkenheit verſetzt. Der Graf iſt ſehr beliebt auf ſeinen Herrſchaften; er iſt ein thätiger Landwirth und ein wahrer Vater ſeiner Unterthanen. Hierzu kommt noch der

Ruhm, den er sich im Kriege erwarb, und eine geheime Rücksicht, die freilich nicht bei allen — denn es kennen sie nur wenige — aber bei diesen wenigen noch mehr Interesse für ihn erwirbt. Er ist nicht glücklich in seinem Hause. Wer das nun weiß, der sucht durch verdoppelte Aufmerksamkeit dem verehrten und bedauerten Gebieter diese dunkle Seite seines Schicksals zu vergüten. Es werden schon alle Anstalten zu seinem Empfange gemacht. Die Beamten dieser und seiner übrigen nahen Herrschaften haben sich uniformirt und beritten gemacht; sie werden den Grafen eine Stunde weit von hier, an seinen Grenzmarken empfangen und zu Pferde hierher begleiten. Am Eingange des Dorfes erwartet ihn der Pfarrer, der Schulze und die Aeltesten der Dörfer. Im Orte werden Gras und Blumen gestreut, die Häuser mit Zweigen verziert, alle Glocken geläutet, Pöller gelöf't, kurz Alles so feierlich eingerichtet werden, als es auf dem Lande möglich ist. Ich freue mich recht herzlich auf diesen Tag, und habe den Kindern, theils um ihre Freude zu vergrößern, theils um ihrem allgemein verehrten Vater meine Achtung zu beweisen, heimlich eine Art von Phantasiekleidern mit Blumenguirlanden gemacht, in denen die zwei schönen Mädchen wie Liebesgötter aussehen werden. Dann habe ich sie einige Verse

gelehrt, die ich, so gut es gehen wollte, zu dieser Gelegenheit verfertigte. Diese sollen sie dem Vater declamiren, und ihm als Proben ihres Fleißes einige Arbeiten überreichen. Die guten Mühlbergschen, in deren Umgange ich unsern Gebieter kennen und schätzen lernte, haben mich mit Lobsprüchen weit über mein Verdienst für diese Kleinigkeit überhäuft. Doch, meine Liebe, es wird spät; morgen ist der erwartete Tag, und ich habe noch viel zu thun! Lebe wohl!

Den 3. Abends.

Gerechter Gott! In welchem Hause bin ich! Graf Wehlau ist der General, er ist der Unbekannte, dem ich mein Leben danke. O, was wird, was muß er denken, mich hier zu finden, als Hausgenossin, als Erzieherin seiner Kinder! Höre die Geschichte dieses Tages, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde, und urtheile von meiner Lage! Der schönste Sommermorgen schien die Absichten eines frohen, dankbaren Volkes begünstigen zu wollen, das seinem geliebten Herrn entgegen sah. Unsere Cavalleristen zogen in schönster Ordnung um acht Uhr

im Schloßhofe auf, Mühlberg, der recht gut aussah, an ihrer Spitze; sie salutirten die Gräfin, die Kinder, und sprengten durch den Thorweg und über die donnernde Brücke hinaus. Nach und nach kamen die Pfarrer, die Aeltesten der Gemeinden, eine Menge Volkes aus den benachbarten Dörfern. Alles im Schlosse war lebendig. Die Gräfin warf sich in ihren größten Staat, sie bedeckte sich mit allen ihren Diamanten, und sah wirklich schön und sehr prächtig aus. Ich zog meine Kinder an. Die Gräfin war ganz entzückt über ihr Aussehen, so entzückt, daß es mir leid that; denn sie hörte nicht auf, den Kindern zu wiederholen, wie schön sie wären. Um zehn Uhr verkündigte der Schall der Glocken, daß der Graf sich nähere. Alle Herzen fingen an zu schlagen, das meinige auch. Ich ahnete nicht warum es so bang schlug! Jetzt knallten die Pöller auf; ein lautes Vivatrufen, das sich immer näher wälzte und immer stärker ward, sagte uns, daß er bald hier sein würde, Ich erwartete, den Wagen zu hören; aber der Graf war vor dem Dorfe ausgestiegen, und kam nun, umringt von seinen getreuen, geliebten Unterthanen, zu Fuße mitten unter ihnen in's Schloß. In der Gräfin Gesichte zeigte ein Zug, der mir äußerst mißfiel, ihre Mißbilligung dieser Herablassung; doch faßte sie sich und ging

ihm über die Treppe entgegen. Ich folgte mit meinen Kindern. Er stand im Schloßhofe, abgewandt von uns, unter seinen Leuten, die seine Hände, den Saum seines Kleides, seinen Säbel, kurz, was sie erhaschen konnten, küßten. Jetzt wandte er sich um, seine Gemahlin zu umarmen; ich erkannte ihn, mir ward schwarz vor den Augen, ich mußte mich an der Mühlberg halten, die neben mir stand. Was ist Ihnen? sagte sie: Mir wird übel, erwiederte ich: Ich muß auf mein Zimmer. Sie wollte mich begleiten; ich nahm es durchaus nicht an. Wie hätte ich in meiner Verfassung die Gegenwärt eines Zeugen ertragen wollen? Es wird mir besser werden, wenn ich aus dem Gedränge komme, sagte ich, und eilte, so schnell ich's vermochte, die Treppe hinauf, um nur seinen Blicken nicht zu begegnen. Aber am ersten Treppenfenster konnte ich nicht weiter; der Ton seiner Stimme fesselte mich. Ich blickte hinab, er umarmte seine Kinder, die kleinen Engel hingen an seinem Halse, er hielt ihre Geschenke in seiner Hand, und Thränen glänzten in seinen Augen. Jetzt stellte er die Kinder nieder, sie sagten ihre Verse her; ich sah die reinste menschliche Freude aus seinen edlen Zügen leuchten, und ich war so glücklich gewesen, sie zu vermehren! Trunken von Seligkeit, und in diesem

Augenblicke alles Uebrige vergessend, weidete ich mich an dem schönen Anblicke; aber ich mußte eilen, mich zu entfernen, denn ich sah ihn mit den Kindern auf die Treppe zu gehen.

Als ich auf meinem Zimmer und der erste Sturm der Freude und Bestürzung vorüber war, sah ich erst das Mißliche meiner Lage ein, und schauderte vor dem Gedanken, daß Wehlau glauben könnte, ich hätte gewußt, in wessen Haus ich kommen sollte, und mich so ohne sein Wissen, vielleicht gegen seinen Willen, zu ihm gedrängt. Diese Furcht wurde mit jedem Augenblicke peinlicher; und so setzte ich mich schnell hin, und schrieb ihm ungefähr folgendes Billet:

„Eine sonderbare Verkettung von Umständen verbarg mir bis jetzt den Namen meines Retters und Wohlthäters; und in dieser Unwissenheit nahm ich meine gegenwärtige Stelle an. So kam ich in Ihr Haus, zu Ihren Kindern, ohne zu ahnen, daß der Graf von Wehlau, den Alles verehrt, was ihn kennt, und mein unbekannter Schutzengel Eine und dieselbe Person sei. Zufällige Ereignisse dienten seit dem dazu, mich in diesem Irrthume zu bestärken, und erst der heutige Morgen hat das Räthsel gelöset. Ich habe es vermieden, Ihnen zu begegnen, um nicht vor Ihren Augen erröthen zu müssen, ehe ich durch eine eben so aufrichtige als nöthige

Erklärung jedes Mißverständniß zu entfernen im Stande war. Die Art, wie sie mich einst behandelten, läßt mich hoffen, daß Sie keinen Zweifel in mein Geständniß setzen, und mich so beurtheilen werden, wie ich es zu verdienen glaube."

„Auch Ihr edelmüthiges Geschenk ist noch in meiner Hand. Es hat mich zur Zeit der höchsten Noth wohlthätig gerettet, wie Sie selbst thaten, wie es mit dieser Gabe Ihre Absicht war. Diese Zeit ist nun vorüber; und ich bin im Stande, diese Summe in Ihre Hände zurück zu legen, die gewiß künftig einen eben so edlen als schönen Gebrauch davon machen werden.

Sophie v. Alwin.

Ich hatte das Billet kaum geendet, als meine beiden Liebesgötterchen gesprungen kamen, mir die Geschenke zu weisen, die sie von ihrem Vater erhalten, und die eben so von seiner liebevollen Sorge, als von seinem Geschmacke zeugten. Zugleich brachten sie mir die Botschaft mit, ihr Vater wünschte sehr, der liebenswürdigen Dichterin seinen Dank persönlich bringen zu können; er bedauere, daß meine Unpäßlichkeit ihn daran hindere, er hoffe aber, sie würde bald vorüber gehen, und er die Freude haben,

mich bei Tische zu sehen. Ich faßte mich, und sagte nach einer Weile: Mir ist nicht ganz wohl, liebes Mädchen! — so heißt die Aelteste — ich weiß nicht, ob ich bei Tische erscheinen kann. Wo ist der Papa? „In seinem Cabinete, Mühlberg ist bei ihm, sie lesen in Schriften.“ Seien Sie so gütig, ihm dies Billet zu bringen; es enthält meine Entschuldigung. — Die Kleine hüpfte mit ihrer Schwester fort. Ich stand auf und ging im Zimmer herum, um mich zu fassen, als die Kinder wieder kamen und mir erzählten, ihr Vater habe das Billet gelesen, und lange Zeit darauf nichts gesprochen; dann sei er heftig im Zimmer herum gegangen, und habe sie endlich mit der Antwort fortgeschickt, er werde, wenn es mir nicht zuwider wäre, selbst auf mein Zimmer kommen.

So stehen nun die Sachen; und ich erwarte mit Angst und Entzücken den Augenblick des Wiedersehens. Ich zittere vor seinem Anblicke, und zähle die Secunden bis zu seiner Ankunft. O welche Widersprüche enthält das menschliche Herz!

Später.

Ich habe ihn gesprochen. O Marie! Was ist das für ein Mann! Ich soll hier bleiben,

seine Kinder nicht verlassen; er will sie nur in meinen Händen wissen, ich kann ihm seine Ruhe, das einzige Glück, das ihm noch übrigt, dadurch erhalten. Kann ich nun wohl fort? Darf ich seine Erwartungen täuschen? Und wenn ich bleiben und um ihn leben soll, was wird aus mir werden?

Alles, alles, was er thut, ist edel; so war auch sein Betragen beim Wiedersehen. Wie ein vieljähriger Bekannter, wie ein älterer Freund oder Verwandter, nahte er sich mir. Keine Anspielung auf frühere Begebenheiten, keine Erinnerungen an die letzten Augenblicke unsers Zusammenseins entfloh ihm. Er dankte mir mit Wärme für die Freude, die ich ihm heute bereitet hatte, er empfahl mir mit väterlicher Zärtlichkeit seine Kinder, er sagte, daß der Gedanke, sie in meinen Händen zu wissen, eine schwere Sorge von seinem Herzen genommen habe, daß er den Zufall segne, der mich in sein Haus geführt, und daß er mich beschwöre, es nie, nie wieder zu verlassen. Er hatte bei diesen Worten meine Hände gefaßt; er sprach mit einer Heftigkeit, mit einem Ausdrucke in seinen Blicken — Ach, es war doch nur Vaterſorge, obwohl mein thörichtes Herz auf einen Augenblick etwas anders in seinen Augen zu lesen glaubte! Nein, der Gedanke ist eben so

ungegründet, als er eitel und gewiſſenlos iſt. Nein, nein! Wehlau! Du ſollſt nichts von den Qualen einer hoffnungsloſen Leidenſchaft fühlen. Gott erhalte dir den Frieden deines edlen Herzens! Gott ſchütze dich vor den Martern, den Gegenſtand einer unglücklichen tugendhaften Liebe ſtets vor Augen zu haben und zu wiſſen, daß er für uns auf ewig verloren iſt!

Am andern Morgen.

Ich habe die ganze Nacht nicht geſchlafen. Tauſend verſchiedene Empfindungen und eben ſo viele Plane durchkreuzten ſich in meinem Gemüthe. Am Morgen kam ich endlich doch zu einem Entſchluſſe. Ich bleibe hier; denn ich halte es für Pflicht. Ich bin ihm das Leben ſchuldig; er hat es mir mit Gefahr des ſeinigen erhalten, als er mich ohnmächtig aus dem brennenden Schloſſe trug. Kann ich weniger für ihn thun, als das was ihm das Theuerſte auf Erden iſt, ſeine Kinder beſorgen? Kann ich ihm ſein Opfer ſchöner vergelten, als wenn ich das Leben, das er erhielt, für ihn verwende? Ja, es iſt ihm, ſeinem Glücke geweiht, und ich werde

das meinige in der süßen Beschäftigung mit seinen Kindern finden. Ich werde alle meine Kräfte anstrengen, um sie zu guten, edlen Menschen, um sie ihres vortrefflichen Vaters würdig zu erziehen — sie sollen in mir eine zweite Mutter finden. Ach, dieser Name ist so theuer!

Im Julius.

Mein Leben geht still und einförmig, aber voll innern Gehalts dahin. Ich bin sehr glücklich, Marie, und doch auch sehr unglücklich! Ich lebe um ihn, ich bin täglich Zeuge seines thätigen, gemeinnützigen Lebens, der Kraft und Besonnenheit, mit der er selbst alles betreibt und beseelt, noch mehr aber des reinen, frommen Willens, mit dem er für das wahre Wohl, das dauerhafte Glück seiner Untergebenen sorgt. Seit er hier ist, ist auch unsere Tagesordnung verändert; die Gräfin hat sich nach seiner Weise bequemt oder bequemen müssen, und wir essen nun alle über einen Tisch zu den gewöhnlichen Eßstunden Mittags und Abends. Er hat viel Sinn für ein hausväterliches Leben. Seine Anordnungen, sein Betragen gegen seine

Leute, alles verbreitet einen Geist stiller, ruhiger Ordnung und traulichen Beisammenlebens; man fühlt sich behaglich in dem fest bestimmten Wirkungskreise, und die Stunden der Vereinigung sind wahre Stunden der Erholung. Wir haben nicht Eine überflüssige Person im Hause, den Hofstaat der Gräfin ausgenommen, in den er sich nicht mischt. Diejenigen, welche er aufnimmt, besoldet und regiert, müssen thätig und willig sein. Hieraus entsteht ein so leiser unwandelbarer Gang des Hauswesens und eine solche Heiterkeit und Ruhe der Gemüther, daß wir uns alle wohl dabei befinden, und den Fremden, der unser Haus betritt, der Geist der Heimlichkeit und des Zutrauens freundlich umfängt. Gegen mich beobachtet er die größte Achtung und zarteste Schonung; er sieht mich nie allein, nicht einmal in Gegenwart der Kinder. Aber wenn er den ganzen Tag entweder mit Schreiben in seinem Cabinet, oder im Feld und Walde bei seinen Arbeitern zugebracht hat, kommt er zuweilen Abends in Mühlbergs Gärtchen hinüber, mit dem ihn seit seiner Jugend eine innige Freundschaft verbindet, und der mehr sein Vertrauter als sein Beamter ist. Auch ich bin meistens mit den Kindern dort; und seine Unterhaltung ist dann eben so ungezwungen und herzlich, als sie anziehend und unterrichtend ist. O wie

manches habe ich schon von ihm und Mühlberg gelernt! Aber wie viel bleibt mir noch übrig, um auch nur von fern dem schönen Vorbilde dieser zwei trefflichen Männer zu gleichen!

Im Julius.

Ich habe mir endlich gestern ein Herz genommen und bei Mühlberg mit dem Grafen wegen des Geldes gesprochen. Es hatte mich lange gedrückt; denn es sollte nichts zwischen uns sein, was mich beschämen könnte. Er sah ernst und beinahe gekränkt aus, als ich es ihm in die Hand legte. „Wenn Sie sich dadurch gedrückt fühlen, mein Fräulein, dann ist es meine Pflicht, das Geld zurück zu nehmen." Nicht also, Herr Graf! fiel ich ein: aber ich bedarf durch Ihre Güte dieser Summe jetzt nicht mehr. Meine Lage in Ihrem Hause ist so sorgenfrei, daß ich es für Unrecht hielte, dieses Geld Dürftigern zu entziehen; und so lege ich es in Ihre segensreiche Hand, die es gewiß wieder zu edlen Zwecken verwenden wird. Er sah mich an, dann auf den Beutel; es war ein anderer von einfacher grüner Seide. Ach, den seinigen hatte ich nicht

die Kraft zurück zu geben! Schilt meine Schwachheit, wenn du willst; aber es war das einzige Andenken jener unvergeßlichen Stunde! Ich glaubte eine flüchtige Röthe über sein Gesicht gleiten zu sehen. Nach einigem Bedenken sagte er endlich: Gut denn, mein Fräulein! Ich will es behalten; aber erlauben Sie einem alten Freunde noch ferner für Sie zu sorgen. Betrachten Sie mich als den Verwalter Ihres Vermögens; und, wenn Sie dessen einst bedürfen, vielleicht zu Ihrer Ausstattung — er hielt inne, und sah mich mit einem sonderbaren Blicke an, daß ich die Augen voll Wasser niederschlagen mußte. — dann nehmen Sie es aus meiner Hand wieder an! Er drückte die meine flüchtig, und verließ das Zimmer.

Im August.

Ich weiß nun auch etwas Näheres von seinen häuslichen Verhältnissen. Ach, er ist nicht glücklich! Er lernte, als er noch sehr jung war, seine Frau kennen, die außerordentlich schön, von guter Familie, aber ganz arm war, und im Hause harter Verwandten, als eine Art Gesell-

schaftsfräulein, sehr gedrückt und unglücklich lebte. Ihre Reize, ihr stilles Leiden entzündeten eine heftige Leidenschaft in seiner Brust; er wollte sie aus dieser Lage reißen, ihr Glück schaffen, und das seinige in ihr finden. Seine Familie war dagegen; man suchte ihn durch Ueberredung und Zwang von dieser Verbindung abzubringen. Diese Hindernisse entflammten seine Liebe nur noch mehr, und seine Geliebte war schön, klug und fein genug, um den Vortheil einer solchen Heirath einzusehen, und alle, selbst die ungünstigsten Umstände für sich zu benützen. So kam es endlich dahin, daß er sie entführte, und die Liebe seiner Verwandten, und selbst einen Theil seines Vermögens um ihretwillen von sich stieß. Er heirathete sie. Die ersten Monate vergingen im Taumel des Entzückens. Nach einiger Zeit gelang es ihm, die Verzeihung seiner Verwandten zu erhalten; er führte seine schöne Gemahlin in die Residenz, an den Hof. Das war es, was sie gewollt hatte. Hier trat ihr Charakter in sein volles Licht, und Wehlau's Glück ging zu Grunde. Schmeichelei, Glanz und Zerstreuung galten ihr mehr, als die Liebe und Wünsche eines edlen Gemahls, der sie anbetete. Sie stürzte sich in den Strudel der großen Welt. Keine Bitten, keine Vorstellungen konnten sie zurück

führen; und um sie zu zwingen, liebte Wehlau sie noch zu sehr. Indessen rief ihn der Krieg von ihrer Seite; nun war sie auch des letzten lästigen Bandes los, und ihre Lebensweise wurde bald die Fabel des Hofes und der Stadt. Unmöglich konnte dies dem beleidigten Gatten verborgen bleiben. Er erfuhr sein ganzes Unglück, und sein Entschluß war gefaßt. An Scheidung zu denken, verbot ihm die Liebe zu seinen Kindern; denn die Gräfin, so eine schlechte Gattin sie ist, ist keine ganz üble Mutter. Seine Hoffnungen auf häusliches Glück hatte er längst aufgegeben; jetzt trachtete er nur, seine Ehre zu sichern. Er kam schnell nach dem Feldzuge zurück, stand unerwartet und plötzlich vor seiner erschrockenen Frau, und kündigte ihr an, daß sie die Stadt verlassen und künftig auf seinen Gütern leben müsse. Sie faßte eine Zeit lang die Möglichkeit eines solchen Befehles nicht, sie versuchte alle Waffen, die ihr einst zu Gebote gestanden hatten, ihres Gemahls nur zu reizbares Herz zu rühren; sie glitten alle an dem Schilde der beleidigten Ehre ab. Es wurde eingepackt. Wehlau ließ ihr die Wahl ihres Aufenthalts; sie fiel auf Wiltenbach, die schönste und beträchtlichste seiner Herrschaften. Der Graf war es zufrieden; und so lebt sie nun hier

in einer Art von leidlicher Gefangenschaft, deren Härte sie, wenn ihr Gemahl abwesend ist, sich auf allerlei Wegen zu versüßen weiß. Wenn er gegenwärtig ist, hält Furcht vor ihm sie von falschen Schritten ab. Die Sache geht leidlich fort; der Anstand wird beobachtet, und die Kinder und Nachbarn sehen kein auffallend böses Beispiel.

Das ist die Geschichte von Wehlau's unglücklicher Ehe. Urtheile, Marie, ob diese Erzählung im Stande war, mein Herz zu beruhigen! Ach, ich sehe das seine an seinen heiligsten, edelsten Freuden darben; ich glaube manches Mal zu fühlen, daß ich ihm etwas mehr bin, als blos Erzieherin seiner Kinder; und ich muß alles das niederkämpfen, bezwingen, und still und heiter scheinen. Dies ist sehr schwer.

Im August.

Der Graf ist auf einige Wochen nach seinen übrigen Gütern gereiset. Marie! Wenn ich vor kurzer Zeit nicht glaubte, den immerwährenden Kampf aushalten zu können, dann bat ich den Himmel, sich meiner zu erbarmen und durch eine Trennung den Knoten zu zerschnei-

den, den zu lösen meine Pflicht mir nicht erlaubte. Er hat mich erhört; und jetzt, jetzt möchte ich verzweifeln, daß er es hat! Das Schloß ist öde, die Gegend eine Wildniß geworden. Weißt du wohl, wie Wieland im Oberon die schnelle Verwandlung jenes Felsenthales beschreibt, das erst so schön und lachend war, und sich, nach des frommen Alphons Tode, schnell in eine grausende Wüste verkehrte? So scheint es mir jetzt in Wiltenbach, seit er fort ist. Wie kann ich leben in einer Luft, in der sein Athem nicht mehr weht, in der der Ton seiner Stimme nicht mehr klingt, wo mir nirgends mehr die geliebte Gestalt begegnet, wo ihr festes Wirken, alle die tausend Züge eines weichen und doch so starken Herzens verschwunden sind? Unsere Lebensart ist auch verändert. Ich esse wieder mit den Kindern auf meinem Zimmer. Nicht mehr ruft der Klang der Tischglocke mich zu einer schönen Stunde voll Genuß, nicht mehr habe ich auf den Hall seines festen Schrittes zu lauschen, wenn er die Gallerie herauf kam, die Flügelthüren aufflogen, und der Gebieter, umringt von seinen Untergebenen, unter denen ihn seine Gestalt, sein Blick, Trotz der freundlichen Herablassung, als den Herrn bezeichnete, in den Saal trat. Nicht mehr erscheint er in

den ſtillen Abendſtunden bei Mühlberg, ſo ganz nur als Freund, als Menſch, als Vater, oder begleitet unſern Wagen auf Spazierfahrten, wie ehemals, zu Pferde. Ach, das ſind die tauſend und tauſend Reize des Zuſammenlebens, das iſt der geheime Zauber, der eine wohlgeſtimmte Ehe zum glücklichſten Looſe der Erde macht! Die Zurückkunft des Gemahls und Vaters, das Wiederſehen bei Tiſche oder am Abende, ſind eben ſo viele lichte Punkte in dem gewöhnlichen Laufe eines Tages, die Würze, die feſtlichen Augenblicke, die einen ſchönen Wechſel in's einförmige Leben bringen, und es mit heitern Farben ausſchmücken.

Im September.

Zu welchen Auftritten bin ich in dies Haus gekommen! Was iſt das für ein Leben unter dieſen Großen! Und warum muß eben das einzige edle Herz unter ihnen leiden? Höre die Erzählung dieſer letzten Tage, und theile meinen Schmerz mit mir!

Graf Wehlau war bereits vier Wochen abweſend; die Gräfin hatte ihre wenige Lebens-

weise wieder angefangen. Ich lebte still mit meinen Kindern im Andenken einer schönen Vergangenheit, als ein Cavalier in der Nachbarschaft, Graf Rottenau, seine Tochter mit dem Sohne des Ministers vermählte, und die Hochzeitsfeierlichkeiten, das Gespräch und die Hoffnung der ganzen Gegend wurden. Auch unsere Gräfin wurde gebeten, und nahm die Einladung an. Am Tage vor dem Anfange der Festlichkeiten ließ sie mich rufen, und ersuchte mich auf eine so verbindliche und dabei so bestimmte Art, sie zu begleiten, daß ich vergebens meine Pflicht, die Kinder nicht allein zu lassen, vorschützte. Sie beruhigte mich mit der Vorstellung, daß wir erst gegen Abend wegfahren, und nach Mitternacht wieder hier sein würden, denn Rottenau ist nur anderthalb Stunden von hier entlegen, und die Kammerfrau sollte statt meiner bei den Kindern bleiben. Es war meine Gebieterin — was konnte ich antworten? Sie sandte mir, um auch die letzten Entschuldigungen zu entkräften, ihre Jungfer und allerlei schönes Goldgeschmeide und Putzsachen, um mich dem Orte gemäß, wo ich erscheinen sollte, zu kleiden. Gegen Abend fuhren wir ab. Es war der Tag vor der Vermählung. Heute sollte Concert und Souper, morgen bei der Feierlichkeit selbst

Diner und ein prächtiger Ball, übermorgen eine kleine Komödie, und nach dem Theater eine komische Maskerade sein, worauf ein Feuerwerk das Ende aller Feierlichkeiten machen würde. Mir schwindelte, wenn ich an drei Tage, in solchem Geräusche verlebt, dachte, und ich war fest entschlossen, nicht alle Mal zu gehen. Indessen reuete mich der erste Versuch nicht. Ich fand eine zahlreiche Gesellschaft, und wurde mit vieler Artigkeit, nicht als eine Untergebene der Gräfin, sondern als ihre Begleiterin, behandelt. Das Concert war schön. Du weißt wie sehr ich die Musik liebe; und so kam ich ziemlich vergnügt nach Hause.

Beim Aussteigen kündigte mir die Gräfin an, daß ich sie den nächsten Tag wieder begleiten müsse. Es war mir äußerst unangenehm, ich sagte es gerade zu; aber die Gräfin bestand darauf, und alles, was ich erhielt, war, daß ich nicht zum Diner hinüber fahren, sondern erst gegen neun Uhr Abends nachkommen durfte. Das geschah auch also; und was ich vorher gesehen hatte, traf ein. So gut ich mich im Concert unterhalten hatte, so verstimmt, so einsam fühlte ich mich auf dem Balle, und tausend Erinnerungen wachten schmerzlich in meiner Seele auf. Ein Umstand trug noch dazu bei. Derselbe fatale Offizier,

der Lieutenant Holte, der mich vor drei Jahren im Bade zu ** so gepeinigt hatte, war zugegen; er lag mit seinem Regimente in dem nächsten Städchen, und war mit vielen seiner Cameraden zu dem heutigen Balle gebeten. Ich mußte mit ihm tanzen; und er erlaubte sich einige sehr beleidigende Scherze über meinen Ritter, wie er den Grafen nannte, und mein jetziges Verhältniß in seinem Hause. Ich war gereizt, empört kann ich sagen, und segnete den Augenblick, wo mich die Gräfin rufen ließ, um fortzufahren. Ich bat sie auf der Stelle, mich von der Begleitung am nächsten Tage zu dispensiren; sie that es nach einiger Weigerung, und ich war froh am andern Morgen, als ich erwachte, denken zu können, daß ich heute wieder in meiner gewohnten Stille leben würde. Die Gräfin zog sich nach Tische an. Es kam mir sonderbar vor, daß sie es wagte, drei Tage nach einander bei diesen Feierlichkeiten zu erscheinen, weil mir des Grafen Gesinnungen in dieser Rücksicht bekannt waren. Am Abende ließ sie mich rufen. Als ich in ihr Zimmer trat, stand sie und noch ein Frauenzimmer in einem phantastischen, aber schönen Maskenanzuge da. Jede hatte die Larve in der Hand. Seien Sie so gütig, liebe Sophie, rief sie mir entgegen, dieser Dame ihren

Ueberrock und Ihren Shawl zu leihen, den Sie gestern trugen; sie war so unglücklich, den ihrigen beim Aussteigen zu zerreißen. Ich willigte gern ein, eilte auf mein Zimmer, und kam bald mit den verlangten Kleidungsstücken zurück. Ohne etwas zu ahnen, trat ich zu der Fremden, und wollte ihr helfen, den Ueberrock anziehen; denn der Wagen war schon angespannt. Jetzt erst sah ich ihr in's Gesicht. Allmächtiger Gott! Stelle dir mein Entsetzen vor, es war der Offizier, dessen Porträt ich einst für des Grafen Bild gehalten hatte! Mir fiel das Kleid vor Schrecken aus der Hand. Was machen Sie? rief die Gräfin. Ich faßte mich, so gut ich konnte; der Offizier kam nur mit Mühe in den Ueberrock, der ihm überall zu enge war. Die Gräfin half lachend; mir schauderte in einem fort. Ich warf ihm den Shawl über, und eilte voll Abscheu und Verachtung aus dem Zimmer.

Es dauerte lange Zeit, ehe ich mein Gemüth beruhigen und einige Fassung gewinnen konnte. Wehlau's Bild trat vor mich; ich brach in Thränen über sein Schicksal aus, und erst in diesen Thränen fand ich einige Ruhe wieder. Die Kinder kamen zu mir, ich zog sie an meine Brust, und weinte über sie; sie begriffen meine heftige Rührung nicht, und suchten

mich zu trösten. Ich ließ sie bald zu Bette gehen; und als ich mich allein fand, rief ich wieder alle Bilder und Erinnerungen des heutigen Tages und der Vergangenheit zurück. Schlafen konnte ich nicht; denn meine Empfindungen waren zu sehr aufgeregt. So trat ich an den Schrank, der meine wenigen Kostbarkeiten verwahrt, nahm den Beutel heraus, den ich wie ein Heiligthum verehre, und hing meinen trüben Gedanken nach. Plötzlich entstand Lärm im Hause; ich eilte an's Fenster. Der Schloßhof füllte sich mit Leuten; einige hatten Fackeln. Endlich fuhr ein Wagen in's Thor. Ich hörte den Kutschenschlag öffnen, und wunderte mich, daß die Gräfin schon zurück sein sollte; denn es war kaum Mitternacht. Es dauerte sehr lange, bis man ausgestiegen war. Ich konnte nicht sehen, wer kam; aber mich befiel eine sonderbare Angst, mir schien der ganze Auftritt seltsam, unheimlich. Auf einmal hörte ich mit schnellen Schritten über den Vorsaal gehen; die Thüre wurde aufgerissen, die Kammerfrau stürzte bleich herein: Um Gotteswillen! Kommen Sie herab, Fräulein! Der Graf ist angekommen! Er ist verwundet! Ich erstarrte, ich wußte nicht, wie mir geschah; die Kammerfrau ergriff mich bei der Hand, und zog mich mit sich fort. Ich flog die

Treppe hinab durch den Saal, durch die Zimmer. Endlich kamen wir in des Grafen Cabinet. Er lag auf dem Kanapee halb entkleidet, aber völlig bei sich; sein Kammerdiener und ein Wundarzt waren um ihn beschäftigt. Als er mich sah, streckte er mir die Hand entgegen und bat mich um Verzeihung, wenn man mir Schrecken gemacht habe. Ich war unfähig zu antworten, meine Hand zitterte heftig in der seinen; er drückte sie mir und sah mich lange und bedeutend an. Dann befahl er, mir die Schlüssel zu geben, damit ich Alles besorgen könne, was sein Zustand erfordere. Ich ging hinaus, Anstalten zu machen; und hier hörte ich, daß der Graf in Rottenau gewesen, und von da hierher gebracht worden sei. Ich fragte nach der Gräfin. Sie war dort geblieben. Mir graute, ein fürchterlicher Zusammenhang fing an, sich vor meiner Seele zu offenbaren. Halb bewußtlos kehrte ich in's Cabinet zurück, und machte in meiner Angst eine Menge Confusionen. Wehlau ertrug sie mit unbeschreiblicher Geduld. Nun hatte der Wundarzt den Verband geendet. Ich näherte mich ihm und fragte mit zitternder Stimme, ob die Wunde bedenklich sei? Wehlau heftete sein Auge auf mich; er sah mein Zittern, meine Todesblässe, und antwortete schneller als

der Arzt, daß seine Verletzung ganz unbedeutend sei, und er in wenigen Tagen wieder aufzustehen hoffe. Ich sah ihn und den Wundarzt ängstlich, ungläubig an; aber auch dieser bestätigte Wehlau's Versicherung, und empfahl Ruhe, Entfernung alles Geräusches, aller Gemüthserschütterung. Bei diesen Worten sah ich eine heftige Bewegung in Wehlau's Augen; und ein Blick, den er auf die Kammerfrau warf, schien mir das ganze Geheimniß zu enthüllen. Jetzt stürzte Mühlberg verstört und blaß in's Zimmer. Auch zu ihm war die Schreckenspost, noch vergrößert, gekommen; und Wehlau beruhigte auch ihn mit herzlicher Freundlichkeit. Nun faßte ich Muth, wandte mich zum Wundarzte und sagte ihm, ich würde alle Sorge tragen, daß seine Vorschriften pünktlich befolgt werden sollten; aber um sicher zu sein, daß nichts versäumt werde, würde ich mit Herrn Mühlberg diese Nacht hier wachen, wenn es der Graf erlaube. Wehlau fuhr empor, Purpurroth überdeckte sein Gesicht. Durchaus nicht, durchaus nicht! rief er: Sie sind von dem Schrecken zu sehr angegriffen, Ihre Gesundheit würde leiden. Der Wundarzt trat mir bei, er winkte mir, nicht nachzugeben; es schien ihm selbst daran zu liegen, besonders da er nicht hier bleiben, und

erst morgen Abends wieder kommen konnte. Und da auch Mühlberg seine Bitten mit den meinigen vereinigte, gab Wehlau endlich nach, indem er unsere beiden Hände faßte. und herzlich an seine Brust drückte, indeß eine Thräne sein Auge schwellte. Nicht so, nicht so, Herr Graf! rief Mühlberg: Sie sollen sich vor jeder Gemüthsbewegung hüten. O schonen Sie eine Gesundheit, die uns allen so unendlich theuer ist! Seien Sie ruhig! Ruhig? rief Wehlau mit einer Heftigkeit, vor der ich erschrack: Ruhig? sagst du, Ferdinand, nach dem, was vorgefallen ist? Ich kann nicht ruhig sein; ich wäre nichtswürdig, wenn ich es könnte. Wir drangen bittend in ihn, da befahl er den Uebrigen, hinaus zu gehen, und sagte: Nein, ich kann den Sturm nicht niederkämpfen; und so ist es mir leichter, wenn ich spreche. Ihr seid meine Freunde! In eure treue Seelen kann ich mein Herz ergießen. Nun begann er seine Erzählung. Die Gräfin war gegen den Befehl ihres Gemahls zu Rottenau gewesen. Er erfuhr es und eilte sogleich zurück, um sie zur Rede zu stellen. Der Weg nach Wiltenbach führt über Rottenau. Er sah das Schloß beleuchtet und hörte, daß seine Frau mit Fräulein von Alwin da sei. Ein unglücklicher Einfall treibt ihn, auf der Maskerade zu erschei-

nen, und seine Frau zu beobachten. Sein Kammerdiener weiß sich im Schlosse einen Venetianermantel und eine Maske zu verschaffen. Wehlau kleidet sich beim Pfarrer an, und tritt unerkannt in den Saal. Er sieht seine Frau bald mit einem Frauenzimmer, das er, durch meinen Shawl irre geführt, für mich hält. Er geht ihnen nach; aber er überzeugte sich in Kurzem, daß die Fremde nicht die Erzieherin seiner Kinder ist. Ihr Gang, ihre Haltung erregen einen kränkenden Verdacht in ihm. Ein Gespräch zweier Masken hinter ihm macht seine Vermuthung zur Gewißheit; nicht er allein hält die Begleiterin seiner Frau für einen verkleideten Mann. Sein Zorn wacht auf, und er bezwingt ihn nur so lange, bis er Gewißheit haben wird. Indessen geht er den beiden Masken immer nach, und sie verlassen den Saal, um sich in einem Zimmer abzukühlen. Wehlau folgt ihnen. Die Fremde nimmt die Larve ab, wie sie sich unbemerkt glaubt, und Wehlau erkennt den Offizier, den er schon längst als den Feind seiner Ehre haßt. Nun verläßt ihn alle Besonnenheit; er reißt die Maske ab, tritt schnell vor die Schuldigen hin, und sagt dem Offizier, er solle sich umkleiden und ihm in das Wäldchen hinter den Garten folgen. Erblaßt, zitternd, aber entschlossen,

folgt ihm dieser auf dem Fuße, sucht seine Leute auf, wirft die Weiberkleider ab, und eilt in das Wäldchen, um dem beleidigten Gatten Genugthuung zu geben. So schnell und geheim dies Alles verhandelt wurde, verbreitet doch die Angst der Gräfin und die Muthmaßungen der Leute ein dumpfes Gerücht. Alles wird beunruhigt, man eilt den Kämpfenden nach; aber es ist zu spät. Der Offizier hat bereits einen Hieb über das Gesicht bekommen, der ihn lebenslang an diese Nacht erinnern wird, und Wehlau ist in der Seite verwundet. Man springt den Verwundeten bei. Der Offizier wird ohnmächtig in's Schloß gebracht. Wehlau besteht, trotz alles freundschaftlichen Dringens der Rottenauschen, darauf, noch diese Nacht nach Wiltenbach zurück zu kehren; seine Frau bleibt in Rottenau.

Das war die Geschichte, die uns Wehlau in der heftigsten Gemüthsbewegung, oft unterbrochen und nur langsam, mitzutheilen im Stande war. Vergebens suchten wir ihn zu besänftigen; seine beleidigte Ehre, der Gedanke, daß die Geschichte dieser Nacht zur Fabel der Welt werden würde, Zorn und Verachtung gegen die, die seinen Namen und ihr Verhältniß so wenig schonte, alles das regte sein Gemüth in wildem Sturme auf, und zog ihm, mit dem

Schmerz der Wunde vereint, gegen den Morgen ein so heftiges Fieber zu, daß ich Mühlberg ersuchte, um des Grafen gewöhnlichen Arzt in die Residenz zu schicken. Er wollte das durchaus nicht; wir baten beide so dringend, daß er uns endlich nachgab, aber mit der Bedingung, daß wir nun, da es Tag geworden, und seine Leute alle um ihn her wach waren, zu Bette gehn und ruhen sollten.

Ich habe es versucht, ein paar Stunden zu schlafen; aber die innere Angst und Bewegung machte es unmöglich; ich stand wieder auf und setzte mich hin, dir die Geschichte dieses letzten Tages zu schreiben. O liebe Marie! Welch ein Leben ist dies in diesem Hause!

Am andern Tage.

Ich ging gestern gegen Mittag zu Wehlau hinab, und fand ihn merklich übler. Das Fieber nimmt zu; er hat Augenblicke, worin er seiner Besinnung nicht ganz mächtig ist. Seine Frau, der Zweikampf, Rache und gekränkter Stolz sind die herrschenden Vorstellungen seiner Seele, und manches Mal ent-

schlüpfen ihm Worte, Ausrufungen, die mich noch weit tiefer erschüttern, indem sie mich mit schauderndem Entzücken füllen. Ich sehe Gefühle beantwortet, die ich mir selbst zu gestehen nicht wagte; und diese Beobachtung erfüllt mich mit Freude und Schmerz. Ich sehe ihn leiden und muß denken, daß jene Gefühle seinen Zustand verschlimmern; und er leidet mit so vieler Fassung, mit so viel Stärke, und mit solcher Sanftmuth! Wie dankbar er jede Bemühung der Freundschaft aufnimmt, jeden noch so kleinen Dienst erkennt! O meine Marie! Es liegt eine schmerzliche Seligkeit in dem Bewußtsein, ihm so viel sein zu können; ich möchte ihn ewig so pflegen, wenn er nicht dabei leiden müßte.

Später.

Es sind fünf Tage, seit Wehlau krank ist, und die Gräfin ist noch nicht zu Hause. Sein Zustand verschlimmert sich zusehends. Die neue Wunde ist unbedeutend; aber die alten, an denen er vor zwei Jahren im Bade litt, drohen wieder aufzubrechen. Der Arzt macht

bedenkliche Mienen. Mühlberg und ich faſſen uns mit Mühe; er allein iſt ruhig, wenn er bei ſich iſt. Er ſieht ſeinen gegenwärtigen Zuſtand mit Gleichgültigkeit an, und einer Cataſtrophe, an die wir nicht denken können, mit der Heiterkeit eines Chriſten entgegen. Marie! Wenn ich ihn nicht geliebt hätte, ich würde es jetzt müſſen.

An Mademoiſelle Marie Oltens.

** ſtadt den 18. September.

Ich habe den Auftrag von Fräulein Alwin, Ihnen, meine verehrteſte Mademoiſelle, zu melden, daß das Fräulein nicht mehr in Wiltenbach bei der Gräfin von Wehlau, ſondern ſeit acht Tagen in meinem Hauſe iſt. Sie würde ſelbſt geſchrieben haben; aber ſie iſt ſehr krank, ſo, daß wir mit Grunde befürchten, nicht ſowohl, daß ſie an dieſem Uebel jetzt ſterben, als daß es vielmehr ihre Geſundheit ganz untergraben und in ein ſchleichendes Fieber ausarten werde. Sie läßt Sie bitten, Ihre Briefe hierher zu adreſſiren. Die Urſachen

dieſer plötzlichen Veränderung ihres Schickſals behält ſie ſich vor, Ihnen mit der Zeit ſelbſt zu ſchreiben. Was ich zu Ihrer Beruhigung ſagen kann, iſt, daß ſich das Fräulein in guten Händen befindet, indem ich und meine Kinder gewiß es an keiner Sorgfalt fehlen laſſen, und noch überdieß die gnädige Frau Oberamtmännin ſelbſt ſie jeden Tag beſucht, und ſie wie ihr eigenes Kind zu halten befohlen hat.

Ich habe die Ehre mit — — —

Thereſe Müller.

Sophie von Alwin an Marie Oltens.

**ſtadt im November.

Zwei Monate ſind wie ein dumpfer ſchwerer Traum vorüber. Ich bin erwacht. Zu welchem Leben! — Die gute Müller, in deren Hauſe ich — vegetire, hat dir meinen Aufenthalt geſchrieben und dir zuweilen Nachricht über mein Befinden gegeben; ich brauche dir alſo nichts vom Gange meiner Krankheit zu ſchreiben, und

ich bin sehr froh darüber. Dennoch kann ich nicht ohne große Anstrengung meine Gedanken sammeln, und, was ich denke, zu Papier bringen. Verzeihe daher liebste Marie, wenn dieser Brief noch manche Spuren von Geistesschwäche tragen, und in vielen Absätzen geschrieben sein wird. Ich kann nicht lange bei einer Beschäftigung aushalten; aber ich fühle mich verpflichtet, dir mitzutheilen, was mit mir vorgegangen ist, und in dieser Mittheilung Erleichterung zu suchen.

Mein letzter Brief war, wenn ich nicht irre, vor zwei oder dritthalb Monaten aus Wiltenbach; ich meldete dir damals die Krankheit des Grafen und meine Stimmung. Noch an demselben Tage kam sie zurück, sie, die ich nicht nennen kann, ohne daß sich mein Innerstes empört. Sie betrat sein Zimmer nicht, sie ließ mich nicht rufen, sie sah kaum ihre Kinder; wir verbargen ihm ihre Anwesenheit, und es gelang uns, ihn diesen und den ganzen folgenden Tag in dieser wohlthätigen Unwissenheit zu erhalten. Nachmittags saßen die Mühlberg und ich in seinem Zimmer; er lag ruhig und schien ein wenig zu schlummern. Da trat die Kammerfrau ein, die seit der ersten Nacht sich nicht wieder in seinem Zimmer hatte zeigen dürfen, und winkte mir, ihr zu folgen.

Es lag so etwas Schadenfrohes in den Zügen dieses Weibes, das ich nie hatte leiden mögen, weil ich sie für das folgsame Werkzeug, wo nicht für die Verführerin ihrer Frau hielt. Was wollen Sie von mir? sagte ich, als wir im Saale waren. Sie sollen zur Gräfin kommen, antwortete sie, und ging mit trotziger Unart immer vor mir voraus, bis in der Gräfin Zimmer. Mich ärgerte diese Unverschämtheit; ich war entschlossen, mich bei der Gräfin darüber zu beschweren. Wie ich eintrat, saß die Gräfin auf dem Sopha, und — der Beutel, den ich von Wehlau erhalten hatte, lag vor ihr auf dem Tische. Ich erschrack und fühlte, daß der Schrecken sich in meinen Zügen malte.

Ihr Erblassen, Mademoiselle, (sie hatte mich sonst immer Fräulein genannt) überhebt mich vieler Mühe, rief sie mit bitterm Hohne: Sie sind schuldig, wie ich es dachte —

Schuldig? antwortete ich: Was nennen Sie so, gnädige Frau? — Was ich so nenne? schrie sie mit ausbrechender Wuth, indem sie mir den Beutel vor die Füße warf: Buhlerische, freche Creatur! Und du hast noch die Stirn, mich zu fragen? Ich erschrack noch mehr, ich wollte antworten, aber ich hatte kaum ein Wort gesprochen, als sie mit einem Strome von Bitterkeiten und Schmähungen,

die sie über mich ausschüttete, mir alle Möglichkeit der Vertheidigung benahm. Ich hätte ihren Gemahl längst gekannt und eine sträfliche Verbindung mit ihm unterhalten, er habe sein Geld an mich verschwendet, meine Aufnahme in sein Haus sei eine listige veranstaltete Komödie, und alles nur darauf angelegt gewesen, mich in seine Nähe zu bringen, um unser schändliches Verhältniß ungestört fortsetzen zu können. Sie wußte Alles, mein erstes Zusammentreffen mit ihrem Manne im ** Bade, und meine Rettung durch ihn. Mein Brief, den ich am ersten Tage seiner Ankunft an ihn schrieb, mein ganzes folgendes Betragen, meine jetzige Sorge für ihn, Alles wurde mir, zu einem gehässigen, schändlichen Ganzen geordnet, vorgehalten, daß ich über die fürchterliche Wahrscheinlichkeit erschrack, mit der man abgerissene Anekdoten und zufällige Umstände zum Verderben einer Unglücklichen zusammenstellen konnte.

Ich war vernichtet; ich vermochte nichts zu antworten. Der Schein war wider mich, und kein Zeuge für die Wahrheit meiner Behauptungen, als Gott und mein Gewissen. Als sie aufgehört oder vielmehr sich müde geschmäht hatte, kündigte sie mir in den härtesten Ausdrücken an, daß ich binnen vier und zwanzig

Stunden ihr Haus verlassen müßte, weil es das Wohl ihrer Kinder und ihre Ehre nicht erlauben, die anerkannte Buhlerin ihres Mannes im Hause zu behalten. Ihre Ehre! O bei diesem Worte wendete sich mir das Herz im Busen um! Eine sehr bittere Antwort trat auf meine Lippen, aber ich schwieg und verließ sie.

Ich hatte gestern geschrieben, so lange es meine Kräfte zuließen. Ach, es ist ein sehr anstrengendes Geschäft, die Geschichte seiner Leiden zu erzählen! Und dennoch finde ich eine Art von Trost darin.

Wie ich in mein Zimmer kam, weiß ich nicht. Es war gegen Abend und völlig dunkel, als ich aus meiner Betäubung geweckt wurde. Die Kammerfrau trat ein und forderte mir die Kinder ab. Ihre Betten,, ihr Nachtzeug, Alles mußte noch diesen Abend zur Gräfin hinab gebracht werden. Das war ein entsetzlicher Augenblick! Die armen Kinder begriffen nicht, warum? Sie hingen mit so herzlicher Liebe an mir. Ich ließ Alles geschehen, ohne ein Wort zu sagen, ohne Thränen, ohne Klage entließ ich die Kleinen; die Brust war mir zusammengeschnürt, ich

hatte kaum Athem genug. Als sie fort waren, versank ich aufs neue in trübes Nachsinnen und halbe Bewußtlosigkeit. Spät kam Mühlberg. Er wußte alles, die Theilnahme des theuern Freundes berührte mein Herz wohlthätig; aber was ich zu hören hatte, linderte meinen Zustand nicht. Wehlau hatte mein Wegbleiben bemerkt und öfters nach mir gefragt; endlich, da ihm niemand zu sagen wußte, wo ich geblieben war, befahl er, mich zu rufen. Da entschlüpfte dem Kammerdiener ein unbedachtes Wort; er hatte alles von der Kammerfrau erfahren. Wehlau faßte es schnell auf, er drang darauf, mehr zu wissen; der Mensch war zu einfältig, um seine Unbesonnenheit wieder gut zu machen, und so hörte Wehlau den ganzen Vorgang, den unter allen Menschen e r zuletzt oder gar nicht hätte erfahren sollen. Die heftige Erschütterung des Gemüths beraubte ihn des Bewußtseins; er verfiel in Phantasien, und endlich in eine Art von Raserei, die für sein Leben zittern machte. So war er noch, als Mühlberg ihn verlassen hatte, um mich zu sehen. Er fürchtete das Aergste; und ich konnte wohl aus seinen Reden schließen, daß er alle Hoffnung aufgegeben hatte.

Ich war außer mir; mein Herz ergoß sich in Bitterkeit gegen die Urheberin all dieses Unglücks.

Ich begreife Ihren Schmerz, liebe Freundi
ſagte Mühlberg: Aber laſſen Sie uns geret
ſein! Hören Sie mich an! Die Gräfin iſt e
ſehr gewöhnliches Weib, ja, ſie iſt noch unt
dieſer Stufe. Setzen Sie ſich in ihre Lage, m
dieſem Gemüthe, das nichts Edles und Groß
zu faſſen vermag, weil die Fähigkeit nicht
ihm liegt; denken Sie, daß ſie ſchon längſt d
Untreue überführt, von einem beleidigten G
mahl in einer Art von Verbannung gehalte
und von Allem getrennt wird, was ſie Glü
und Vergnügen nennt, daß ſie erſt vor einig
Tagen durch eben dieſen Gatten auf ſchlecht
Wegen ertappt, öffentlich beſchämt und z
Fabel der Welt geworden iſt! Und nun erfäh
dieſe Frau, daß der Gemahl, der ſie ſo ſtre
richtet, der eine, wie ſie glaubt, ſchwärmeriſc
Tugend von ihr fordert, ſelbſt nicht ſchuldl
iſt, daß er längſt eine Andere liebt, daß die
Andere ſich in ihrem Hauſe, an der Seite ihr
Gemahls befindet, daß ſeine Liebe gegen
fortwährt, daß ſie es iſt, die ihn in ſeiner Kran
heit pflegt. — — Denken Sie ſich das unpa
theiiſch, und urtheilen Sie, ob eine Perſon, w
die Gräfin, anders handeln konnte?

Ich verſtummte. Ach, er hatte nur zu ſe
Recht.

„Noch iſt nicht alle Hoffnung verlore

meine Freundin! Wehlau lebt noch; er ist jung, kräftig, Gott kann ihn uns erhalten. Und ist er nur wieder gesund, so wird auch alles sich wieder finden und gut gehen. Stirbt er, dann habe ich auf jeden Fall sein Testament in Händen, das Ihr und seiner Kinder Schicksal bestimmt."

— Und wohin soll ich mich wenden? sagte ich nach einer langen Pause: Ich habe niemanden auf der Welt.

„Gehen Sie indessen nach **stadt zu der guten Müller! Sie wird Sie mit Freuden aufnehmen. Ich werde Ihnen morgen Pferde besorgen; mein Schreiber soll Sie begleiten. Gehen Sie in Gottes Namen! Wir sehen uns wieder, entweder froher, oder doch gefaßter als jetzt."

Er drückte meine Hand und eilte fort. Ich wollte meine verworrenen Gedanken sammeln; es gelang nicht. Ich warf mich auf's Bett, meine Angst, mein Schmerz verscheuchte den Schlaf; ich stand am Morgen eben so wach, nur viel erschöpfter, wieder auf, als ich mich niedergelegt hatte. Das allein hatte mir die Stille der Nacht gewährt, daß ich nachdenken und die zerstreuten Bruchstücke meines Unglücks in ein Ganzes ordnen konnte. Ich erinnerte mich nun, daß ich den Lieutenant Holte auf dem

Balle zu Rottenau gesehen hatte, daß er unter demselben Regimente diente, welches zur Erstürmung des Schlosses beordert wurde, und daß er vielleicht selbst bei der Affaire gewesen war. Er konnte alles wissen, die Gräfin alles von ihm erfahren haben. Den Beutel hatte ich in jener Schreckensnacht, als die Kammerfrau in's Zimmer stürzte, in Händen gehabt, und in der Verwirrung liegen lassen. Es war eine Arbeit der Gräfin; sie hatte ihn erkannt, und vermuthlich, indessen ich unten war, weggenommen. So hing alles zusammen, und ließ sich leicht erklären — ach, nur zu leicht und natürlich!

Am Morgen ging ich zu Mühlberg hinüber, um mir Nachricht von Wehlau zu verschaffen. In sein Zimmer durfte ich nicht mehr; es war strenges Verbot der Gräfin; und wie hätte ich mich, nach einer so entehrenden Behandlung, einer Abweisung aussetzen können? Die Nachrichten waren äußerst niederschlagend. Die Heftigkeit der Phantasien hatten gegen Morgen einer völligen Entkräftung Platz gemacht; er war zu sich gekommen und hatte zu beichten verlangt. Man fürchtete, er werde den Abend nicht erleben. Ich wußte nicht, was ich that oder sagte. Die Mühlberg sah meinen Zustand; ich sollte einpacken, mich zur Abreise anschicken, und ich konnte mich kaum aufrecht erhalten,

vielweniger zusammenhängend denken. Sie nahm mir die Schlüssel ab, und ging, um statt meiner alles zu besorgen. Auch die Kinder durfte ich nicht mehr sehen; die Gräfin ließ sie keinen Augenblick von sich. Nach einer Stunde kam die Mühlberg sehr verstört wieder. Ich heftete einen angstvollen Blick auf sie; aussprechen konnte ich nicht, was ich empfand. „Es ist angespannt meine Theure! Ihre Sachen sind in Ordnung. Wollen Sie nicht lieber gleich gehen?" Ich zitterte und sah sie stumm an. „Es steht Ihnen ein erschütternder Auftritt bevor, wenn Sie länger bleiben; man wird kommen, dem Grafen das letzte Abendmahl zu reichen." O lassen Sie mich bleiben! rief ich: Ich wünsche dabei zu sein, ich kann ja nicht mehr leiden als jetzt; das wird man mir ja doch erlauben. Sie setzte sich weinend neben mir nieder; ach, ich hatte keine Thränen! Auf einmal sprang sie auf. Sie kommen! rief sie. Ich stand auf und wollte ihr folgen, aber meine Kniee wankten; die Mühlberg mußte mich führen. Wir gingen die Treppe hinab. Wie wir in die Gallerie traten, die zur Haupttreppe und von dort in den Saal führt, schallte uns das laute Beten und das Klingeln der Glocken entgegen. Ich fing an zu zittern. Der Zug kam die Treppe herauf vor uns vorüber, alle Be-

amten, alle Hausoffiziere und Bedienten des Grafen, alle mit Wachslichtern in den Händen, die meisten bleich, verstört, viele in Thränen. O, welcher Anblick! Wir schlossen uns an sie und kamen in den Saal. Die Mühlberg zeigte mir durch's Fenster auf den Schloßhof; er war voll Leute, Bewohner der Dörfer, die in dem Grafen einen Vater liebten und vor seinem nahen Verluste zitterten. Alle standen in dumpfer Stille; nur einzelne Laute des Weinens drangen herauf. Die Begleitung blieb im Saale; der Geistliche, Mühlberg und die Chorknaben gingen in's Krankenzimmer. Kein Laut, keine Bewegung in der ganzen Versammlung! Auf einmal tönte das Klingeln der Glocke aus Wehlau's Kabinete. Jetzt stürzte Alles auf die Kniee, alle Hände falteten sich in stummer Angst und im heißen Gebete. Mir vergingen die Sinne, ich lag auf dem Gesichte und wurde nicht gewahr, daß bereits Alles aufgestanden war. Die Mühlberg richtete mich auf; aber ich konnte nicht stehen. Da näherten sich einige der Bessern im Hause, die mir immer gewogen gewesen waren, und die der Bannfluch der Gräfin nicht von mir gescheucht hatte; sie kamen um mich herum, sie beurlaubten sich herzlich von mir, und trugen mich hülfreich in den Wagen. Der Schreiber und mein Dienstmädchen setzten sich zu mir.

Die gute Mühlberg hatte ihnen stärkende Essenzen und Arzneien für mich mitgegeben; ich bedurfte ihrer wohl. Auf dem nicht sehr langen Wege war ich über zehnmal ohnmächtig geworden.

Ich kam todtkrank hier an. Sechs Wochen vergingen, ohne daß ich meiner Besinnung vollkommen mächtig geworden wäre. Seit vierzehn Tagen ungefähr stehe ich auf und schleiche umher. Die gute Müller sagte mir, daß mehr als Ein Mal ein Mann gekommen sei, der sich nach mir erkundigt, ihr Geld und Stärkungen für mich gebracht habe. Sie habe ihm das Erste immer zurück gegeben, weil ich noch versehen war. Jetzt war er schon länger ausgeblieben. Ach, das ist von den guten Mühlbergschen; denn Er lebt nicht mehr! Ich habe es während meiner Krankheit gehört. Das war zu erwarten; ich hatte ihn aufgegeben, als ich das Haus verließ.

**stadt am Ende November.

Marie! Was hab' ich dir zu erzählen! Wozu hat die Vorsehung mich noch aufbewahrt! Ach,

wann wird endlich ein Mal der freundliche Augenblick kommen, der mit meinem Leben diese Kette von Leiden endet?

Ich fing an, mich nach und nach wieder an's Leben zu gewöhnen, das heißt, ich stand auf, kleidete mich an, verrichtete unbedeutende Geschäfte, ging schlafen und erwachte wieder, ohne Zweck, ohne Lust, ohne Aussicht. Da meldete man mir einen Fremden, der mich sprechen wollte. Mühlberg trat ein, sein Anblick weckte plötzlich die ganze Vergangenheit in mir auf. Er sah mich befremdet an; ich merkte wohl, daß er mich im ersten Augenblicke nicht erkannte; und mich freute dieser Beweis meiner zerstörten Gesundheit.

Wir sehen uns wieder, hob ich endlich an, und reichte ihm die Hand: Sie haben mich nicht gleich gekannt, nicht wahr?

Sie haben viel gelitten, mein Fräulein! erwiederte er: Und ich komme nicht, um Ihnen Trost oder angenehme Botschaft zu bringen. Werden Sie mir mein trauriges Amt verzeihen? Mich faßte ein stiller Schauer; aber was konnte ich erfahren, das trauriger gewesen wäre, als was ich schon wußte! Haben Sie das Testament? antwortete ich. „Welches Testament? Ich habe nichts als einen Brief von dem Grafen.“ Einen Brief! O geben

Sie, geben Sie schnell? Er hat mir noch geschrieben? Aber wie war das möglich, er war ja den letzten Tag viel zu schwach? „Ich weiß nicht, mein Fräulein, welch ein seltsamer Irrthum hier herrscht. Wehlau ist ziemlich hergestellt, und sendet mich —" Er lebt? Er lebt? rief ich, und sank ohnmächtig in Mühlbergs Arme, der erschrocken nach Hülfe rief. Man brachte mich zu mir selbst. Es brauchte eine Weile, bis ich sprechen und fassen konnte, was mir Mühlberg zu sagen hatte. Langsam und vorsichtig fing er seinen Bericht an.

„Den Tag, an dem Sie Wiltenbach verließen, sahen alle mit Schmerzen dem Tode des Grafen entgegen; aber sei es, daß die heftige Gemüthsbewegung seine gesunkene Kraft aufregte, oder seine Jugend das Uebel überwand, er sank gegen Abend in einen wohlthätigen Schlaf, den er seit seiner Krankheit nicht genossen hatte, und erwachte heiter und merklich gestärkt. Von diesem Tage an ging seine Besserung, obwohl mit langsamen Schritten, vorwärts. Die sinkende Jahrszeit, die innere Unzufriedenheit, die Mißverhältnisse in dem zwistigen Haushalte verzögerten seine Herstellung. Es kam zu Erklärungen, zu Auftritten, die seine Gesundheit auf's neue zu zerstören drohten. Endlich ward beschlossen, daß

sie sich völlig trennen, die Gräfin zu ihrem Oheim zurück kehren, Wehlau aber seine Schwester, die seit einem Jahre Wittwe ist, zu sich nehmen würde, die das Hauswesen führen und die Kinder erziehen sollte. Wehlau setzte seiner Frau einen sehr reichlichen Unterhalt aus, sah sie noch einmal, und schied in großer Bewegung von ihr." Ich hatte mit wechselnden Empfindungen dieser Erzählung zugehört; das Ende ergriff mich seltsam, und erfüllte mich mit einer Art von Bangigkeit. Ich bat Mühlberg fortzufahren. Er that es. Ich sah, daß er verlegen ängstlich war, und mir fing an zu grauen.

Ich komme nun zu dem, was Sie betrifft, mein Fräulein, fing er an, und hoffe, Sie nicht weniger billig und gefaßt zu finden. Indem der Graf sich von der Schuldigen trennte, und so vor den Augen der Welt die ganze Last des Tadels auf sie wälzte, mußte er darauf bedacht sein, selbst nicht die geringste Blöße zu geben; er mußte bereit sein, jedes Opfer zu bringen, das sein zerstörtes häusliches Verhältniß und die Meinung der Welt, die niemand ungestraft beleidigt, ihm zur Pflicht machten. Er mußte nun entsagen, wo bereits die Stimme der Nachrede sich zu erheben, und die Augen der müßigen Neugierde — —

Enden Sie nicht! fiel ich ein. Ich verstehe Sie. Ich soll, ich darf ihn nicht wieder sehen. Wir sind auf immer getrennt; das ist der Sinn Ihrer Rede.

Er schwieg. Ich stand auf. „Sagen Sie dem Grafen, er wird nie von mir hören.“ Ich ging an's Fenster.

Liebes Fräulein! sagte Mühlberg, indem er mir nachkam: Mißdeuten Sie Wehlau's edelmüthigen Entschluß nicht, glauben Sie nicht, daß er ihm wenig gekostet! Aber er ist es seinen Kindern, seiner Ehre, der Ihrigen schuldig. Unmöglich könnte er mit Ihnen in einem Hause leben und seine Leidenschaft beherrschen; unmöglich kann er dieser Leidenschaft nachgeben, und dann die Strenge rechtfertigen, mit der er seine schuldige Frau gerichtet hat.

„Es ist genug. Bemühen Sie sich nicht, mir zu erklären, was ich allzu wohl begreife! Ich kenne nun meine Pflicht. Leben Sie wohl, Mühlberg! Wir sehen uns nie wieder. Ich kann für niemand aus diesem Hause mehr auf der Welt sein!“

Er wollte noch reden; im Gefühle meines Unglücks, meiner Bitterkeit wandte ich mich von ihm. Er ging. Ich warf mich auf's Sopha, ich konnte nicht weinen; meine Brust war krampfhaft zusammen gezogen. O, der

Wechsel von der höchsten Freude zum empfindlichsten Schmerz kam zu schnell! Verstoßen! Das war das einzige Wort, das unaufhörlich in meinem Innern tönte, der einzige Begriff, den ich zu fassen im Stande war. Jetzt wünschte ich mir meine Trauer um seinen Tod zurück. Wie viel lieber hätte ich den Todten beweint, als mich so kalt von dem Lebenden geschieden! Ich saß, in diese Gedanken verloren, lange wie träumend da; endlich fühlte ich, daß ich den Brief noch unerbrochen in der Hand hatte. Ich sah ihn an; mir graute, ihn zu eröffnen. Ich zitterte vor der Kälte, der strengen Gleichgültigkeit, die darin herrschen würde. O Marie! Was war das für ein ein Brief!

Die glühendste Leidenschaft und zugleich die reinste Tugend sprach daraus. Er gestand mir seine Liebe unverhohlen; er sagte mir, daß mein erster Anblick sein damals so tief zerrissenes Herz wohlthätig berührt habe, daß er auf dem Balle sich des Eindrucks bald bewußt worden, den seine Erscheinung auf mich gemacht, und daß diese Beobachtung ihn noch inniger an mich gezogen habe. Ihm waren die Thränen nicht entgangen, die aus meinen Augen stürzten, meine Bewegung, mein Antheil an ihm. Aber die Stimme der Pflicht und Vernunft gebot ihm, diese werdende Nei-

gung zu unterdrücken. So blieb es denn, bis die Gefahr, in der ich schwebte, seine Aufmerksamkeit auf mich und seine Liebe wieder aufrief. Auf seinen Armen trug er mich aus dem brennenden Schlosse; und nur die gebietende Nothwendigkeit riß ihn so schnell von meiner Seite. Diese Zusammenkunft hatte ihm gezeigt, wie theuer ich seinem Herzen war. Er beschloß, mit verdoppelter Kraft dagegen zu kämpfen; und fand mich zuletzt in seinem Hause. Nun fuhr er fort, mir die Geschichte seiner Empfindungen während unsers Zusammenlebens zu beschreiben. O, welche Schilderungen! Ich las sie mit tief erregter Seele, eine süße Trunkenheit bemächtigte sich meiner; sie wich bald dem ernsten Gefühle der Pflicht. Er kündigte mir seinen Entschluß an, er sagte nichts von dem, was er ihn kostete; aber er bat mich, ihn zu vergessen, und so glücklich zu werden, als ich es könnte. Mühlberg sollte ihm Nachricht von mir geben. Wenn es mir nicht gut ginge, dann sollte ich mich an ihn wenden; vor dem Rufe der Freundschaft müßte jede Rücksicht verstummen. Aber wenn ich glücklich oder nur zufrieden wäre, möchte ich seiner nicht gedenken.

Eine tiefe, dunkle Schwermuth herrschte in diesen letzten Zeilen. Mein Herz war gebrochen,

aller gekränkte Stolz vergessen; denn er war unglücklich und liebte mich noch. Jetzt bereute ich es bitter, Mühlberg so hastig fortgetrieben zu haben; ich nahm meinen Muth zusammen und schrieb an ihn. Der treue Freund verstand die Sprache meines Herzens, er kam in den nächsten Tagen. Er erzählte mir von Wehlau; er war sein Jugendfreund, sein Vertrauter von jeher gewesen. O welche schmerzlich süße Stunden genoß ich in diesen Unterhaltungen! Ich war geliebt, ich war es wie wenige Weiber, und ich sollte entsagen! Aber er hatte mir das Beispiel gegeben, glänzend schritt er vor mir her auf dem Pfade der Tugend. Konnte ich weniger thun, als ihm nachfolgen? Und war nicht seine Ruhe der Preis meines Opfers? Ja, ich entsagte, aber nicht mehr bitter und kalt. Mit feierlicher Rührung, mit Thränen legte ich den Eid in Mühlbergs Hände ab, und bat für alle diese Opfer nur um den einzigen Trost, sein Bild. Es hängt sehr wohl getroffen, in dem Vorzimmer seines Schreibcabinets. Mühlberg hat mir versprochen, es für mich copiren zu lassen. So erwarte ich nun wieder in dumpfer Resignation, was das Schicksal weiter über mich beschließen wird.

Es eröffnet sich eine Aussicht, die alle Forderungen zu erfüllen scheint, welche ich jetzt noch an das Glück zu machen habe, Versorgung und ewige Entfernung aus meinem Vaterlande. Die Oberamtmännin ist aus Hamburg gebürtig. Weitläufige Verwandte von ihr, ein Oheim ihrer Mutter, der Geschäfte an unserm Hofe hatte, mit seiner Frau, einer würdigen alten Matrone, sind gekommen, sie zu besuchen. Sie lernten mich kennen, gewannen mich lieb, und erfuhren von ihrer Nichte einen Theil meiner Geschichte. Die beiden Alten sind kinderlos und kränklich; sie haben mir das Erbieten thun lassen, wenn ich mich entschließen könnte, meinem Vaterlande zu entsagen, so wollten sie mich an Kindes Statt annehmen. Was kann ich anders thun, als diesem sichtbaren Winke der Vorsehung folgen? Ich werde die gütigen Gesinnungen der edlen Leutens benutzen, und mit ihnen gehen. In vierzehn Tagen ist ihre Abreise festgesetzt. Unser Weg führt über **g; dort werde ich noch ein Mal, zum letzten Mal auf dieser Welt in deine Arme sinken, und dann auf ewig mich vom Allem losreißen, was mir theuer ist.

Sein Porträt habe ich erhalten; es gleicht

so sehr, das ich erschrocken zurück fuhr vor dem düstern und doch so milden Ausdrucke dieser Augen. Einige Worte am Rande, von seiner Hand geschrieben, weihen mir dies letzte, einzige Andenken eines treuen Freundes. Das ist Alles, was ich besitze auf dieser Welt!

Hamburg im Mai 18—

Nach einer Abwesenheit von mehr als drei Jahren, die, wie ich dachte, ewig währen sollte, führt mein Schicksal mich dennoch wieder zurück. Ich soll mein Vaterland, ich soll dich wieder sehen. Ich soll die Luft wieder athmen, in der der Hauch desjenigen schwebt, den ich nicht nennen darf und nicht vergessen kann. Ach, trotz Allem, was die Vernunft dagegen sagt, schlägt dies Herz dennoch vor freudiger Erwartung. Und weißt du, wohin wir reisen? Meine Briefe haben dich längst mit der immerwährenden Kränklichkeit meiner gütigen Pflegemutter bekannt gemacht, mit Allem, was hier gerathen, versucht, und als unzulänglich verworfen worden ist. Nun sind die Aerzte auf eine Bade-Cur, mit Luftveränderung

verbunden, gefallen. In ihrer Jugend hat Madame Littens, nach einer langen Krankheit, das **Bad mit Erfolg gebraucht. Wir sollen also wieder dahin — dahin, wo alle Erinnerungen meines Lebens in Einem Punct zusammen lauten, wo mein Glück und Unglück begann! Wie wird mir sein, wenn ich diese Gegenden wieder sehe?

Vorher werde ich dich noch umarmen; unser Weg geht, wie damals über **g. Ach, wie freue und fürchte ich mich auf diese Reise!

**Bad im Junius 18—

Da bin ich denn wieder! Nach beinahe sechs Jahren führt mich das Geschick auf denselben Punkt zurück. Wie verändert, wie so ganz anders! Als ein junges unerfahrenes Mädchen von siebzehn Jahren, mit offenen Sinnen, mit vollem fröhlichen Herzen kam ich zuerst hierher, und empfing hier in die noch neue Seele den Eindruck, der mein Loos für immer entschieden hat. Reif, mit mir und den Menschen nur zu bekannt, älter durch bittere Erfahrungen als durch die Jahre, den nie verhellenden

Dorn im Herzen, sehe ich **Bad wieder! Es ist auch hier Vieles anders geworden. Häuser sind entstanden, wo vorher freie Felder lagen. Das stille Waldthal, das ich einst so gern besuchte, ist zur glänzenden Promenade geworden, wo die schöne Welt sich sammelt, und Frieden und stillen Genuß verscheucht. Die Natur, das Schöne ist zurück gedrängt, die Formen der Convenienz, die Spuren der steigenden Industrie, des Luxus erscheinen überall greller.

Doch muß ich die Nymphe der Quelle segnen, denn meine gute Madame Littens befindet sich merklich besser; und überhaupt gefällt es ihr und ihrem würdigen Gemahle so gut hier, daß ich glaube, es würde nicht viel Ueberredung bedürfen, um sie zu bewegen, den Rest ihrer Tage in meinem Vaterlande zuzubringen. Das thut meiner Vaterlandsliebe wohl, obgleich ich nie Gebrauch von dieser Stimmung machen und sie vermögen möchte, hier zu bleiben. Ach, für mich ist es je ferner je besser!

Ich wallfahrte täglich zu der bewußten Stelle im Park; dort setze ich mich auf die Bank, wo ich vor sechs Jahren zum ersten Mal eine nie vergessene Gestalt sah. Alles wird mir wieder so lebendig, so neu; dann geht die ganze Folge der Begebenheiten wieder

an mir vorüber, und nicht selten flossen meine Thränen diesen Erinnerungen. Warum mußte ich ihn kennen lernen? Warum mußte diese Erscheinung mir begegnen, wenn ich schon, ehe ich sie noch erblickte, auf ewig von ihr geschieden war?

Wie lange unser Aufenthalt dauern wird, kann ich dir nicht bestimmt sagen. Die Besserung der guten Littens wird darüber entscheiden; doch glaube ich, daß vor mehreren Wochen oder Monaten nicht an die Rückreise zu denken sein wird. Mir ist das Alles gleichgültig, wenn wir nur auf dem Heimwege wieder **g berühren. Du hast diese Gleichgültigkeit, diese Apathie, wie du sie nanntest, an mir getadelt. Vielleicht hast du recht. Der Mensch, so lange er in der Welt unter Menschen lebt, sollte sich als einen Mitbürger derselben, als ein wirkendes Glied der Kette fühlen. Kann ich dafür, daß außer den kleinen Diensten, die ich meinen verehrten Pflegeältern erweisen kann, und außer der Hoffnung, dich wieder zu sehen, nichts einen Werth für mich hat? Kann ich es ändern?

** Bad im Julius.

Meine Marie! Treue Freundin und Theilnehmerin meines langen Unglücks! Was habe ich dir zu erzählen, und wo werde ich Ruhe und Fassung hernehmen, um dir mit gehöriger Ordnung die Begebenheiten der vorigen Tage zu berichten?

Vorgestern Nachmittags ging ich meinen gewöhnlichen Weg in den Park. Es war still und einsam im Garten, wie immer zu der Stunde, die ich mir zu meinem Spaziergange gewählt habe. Die Vergangenheit stand heute lebhafter vor meiner Seele als sonst; es war gerade ein Tag, der mich bestimmter in dieselbe zurück führte, der Geburtstag meiner lieben kleinen Amalie, der einst in Wiltenbach durch ein stilles Fest häuslichen, älterlichen Glückes gefeiert wurde. Alle die kleinen Anstalten, alle Begegnisse dieses Tages erneuerten sich in meinem Geiste. So ging ich in Gedanken vertieft auf die Bank zu, die immer das Ziel meiner Spaziergänge ist, als ich auf einmal einen Fremden dort erblickte. Eine ferne Aehnlichkeit machte mich im Innersten beben. Ich näherte mich, die Aehnlichkeit wuchs immer mehr. Endlich war ich ganz nahe, und, stelle dir mein Entzücken, meinen

Schrecken vor! — es war Wehlau! Großer Gott! rief ich, ohne zu bedenken, daß er mich hören mußte, und wandte mich, um zu entfliehen. Er hatte meinen Schrei gehört, er drehte sich nach mir, stand auf, rief, Sophie! und blieb wie eingewurzelt stehen. Auch ich war nicht vermögend, einen Schritt zu machen. Endlich näherte er sich mir. Er faßte meine Hand, eine heftige Bewegung hinderte ihn, sogleich zu sprechen. Nach einer Pause sagte er: Sie fliehen vor mir, mein Fräulein? „O nein! Weiß Gott, nein! Aber ich fürchtete — —"

Wir haben uns lange nicht gesehen! Wie ist es Ihnen in den drei Jahren gegangen?

„Ziemlich gut, Herr Graf! Ich bin versorgt —"

Vermählt? rief er schnell, und ich glaubte ihn erblassen zu sehen.

Nein, nein! antwortete ich hastig: Ich bin bei sehr guten Menschen. Und nun beschrieb ich ihm meine ganze Lage bei Littens, die Ursache unserer Reise, meiner Hierherkunft u. s. w. Er hörte mit lebhafter Theilnahme zu, und erkundigte sich um jede kleine Veränderung oder Eigenheit meines Schicksals.

Er hatte mich indessen wieder zu der Bank zurückgeführt. Wir saßen nebeneinander, meine

Hand lag in der seinigen; aber seinen Blicken zu begegnen wagte ich nicht.

Er sprach herzlich und wie ein alter Freund mit mir. Eines andern Verhältnisses wurde nicht erwähnt. Auf einmal erblickte ich einen schwarzen Flor auf seinem Hute.

Sie trauern, Graf Wehlau?

Ich bin Witter, sagte er ernst und langsam.

Ich kann dir nicht beschreiben wie dies Wort mich ergriff; ich konnte nicht sogleich antworten. Nur nach einer langen Pause löste mein überströmendes Gefühl sich in eine wehmüthige Betrachtung auf.

„Die Gräfin ist todt! In dieser Blüthe der Schönheit und Jugend!"

Er erzählte mir mit zarter Schonung den ganzen Hergang. Ihr früher Tod war die Folge ihres unregelmäßigen Lebens gewesen. Ein Sturz mit dem Pferde (sie war eine wilde Reiterin) hatte ihr eine gefährliche Brustkrankheit zugezogen; aber sie wäre sicher noch zu retten gewesen, wenn sie sich, nach den Vorschriften des Arztes, zu einer stillen ordentlichen Lebensweise hätte entschließen können. Sie that es nicht; ihr Zustand verschlimmerte sich, sie litt sehr durch heftige Schmerzen und eine immerwährende Kränklichkeit. Man gab die Hoffnung für ihre Erhaltung auf. Es war

mir nicht möglich, fuhr Wehlau fort, als ich die nähern Umstände wußte, sie in dieser Lage in den Händen kalter, gleichgültiger Verwandten zu lassen. Ich reiste zu ihr und beredete sie, mit mir nach Wiltenbach zu gehen. Hier lebte sie noch drei Monate, ruhiger und vielleicht deswegen zufriedener, als während ihres übrigen Lebens, und starb endlich, mit ihrer Familie, mit Gott versöhnt, in meinen und meiner Schwester Armen.

O, welch ein Herz, Marie! Welches Betragen gegen eine solche Frau! Ich war tief bewegt, und meine Thränen drangen hervor. Er verstand sie nicht. Ja! sagte er: Schenken Sie ihrem Andenken Thränen; sie verdient ihr Mitleid! und dann, indem er meine Hand erhob und gen Himmel blickte: Es ist ein wahrer Spruch: Der Tod hat eine reinigende Kraft.

Ich fragte ihn hierauf nach seinen Kindern, nach Mühlberg; sie waren alle wohl, sie hatten meiner oft gedacht. Nur er, er, der das Glück von so vielen machte, war selbst nicht glücklich gewesen. Seine Gesundheit hatte sehr gelitten, besonders durch die Erschütterungen beim Tode seiner Frau; die alten Uebel hatten sich wieder eingestellt, seine Wunden schmerzten ihn heftig, und er war hierher gekommen, um

im Bade noch einmal, wie vor sechs Jahren Heilung zu finden.

Unter diesen Gesprächen war mehr als eine Stunde verflogen, ohne daß ich es bemerkt hatte. Endlich schlug die nahe Thurmuhr sechs; das war die Zeit, wo meine Pflegeältern ihren Thee zu nehmen pflegten, den ich ihnen immer bereitete. Ich sprang auf und sagte ihm, daß ich ihn verlassen müßte. Er bot mir seinen Arm; wir gingen, ziemlich langsam, keines schien das Ende des Ganges zu wünschen. Am Eingange der Allee kam uns Madame Littens mit zwei Fremden, die unser Haus öfters besuchen, entgegen; sie hatten mich verr[illegible], und im Park abholen wollen. Ich stellte ihr den Grafen vor; sie begrüßte ihn achtungsvoll. Einer der Fremden fing scherzend an: Madame Littens habe gleich vermuthet, als ich nicht nach Hause gekommen, daß ich wieder auf meiner Wallfahrt wäre.

Wallfahrt? fragte Wehlau.

Ich erröthete und schwieg. Er sollte am letzten hören, was mich täglich in den Park zog. Aber der Fremde ließ sich nicht irre machen. Er erzählte mit scherzhafter Geschäftigkeit, daß ich alle Tage regelmäßig in einer einsamen Stunde hierher käme, mich auf eine Bank da, am Ende der Alle, setzte — „und

immer auf dieselbe, da links unten," sagte er; „und schon zweimal mein Fräulein, sah ich Spuren von Thränen in Ihren Augen, wenn Sie zurück gingen."

Meine Verlegenheit war außerordentlich. Meine gute Pflegemutter, die meine Geschichte zum Theile kennt, suchte das Gespräch zu wenden; aber Wehlau hatte nur zu wohl verstanden. Sein dunkel glühender Blick traf mich von der Seite, er drückte meine Hand fest an seine Brust; ich zitterte und fühlte, daß mein Gesicht mit Purpur überzogen war.

Madame Littens lud den Grafen ein sie nach Hause zu begleiten. Wir setzten unsern Weg fort; aber ich bemerkte, daß Wehlau zurück zu bleiben suchte. Keines von uns sprach, und als jene weit genug voraus waren, um uns nicht mehr hören zu können, blieb er plötzlich stehen, wandte sich zu mir, und sagte mit innigem Tone: Sophie! So haben Sie die alten Zeiten nicht ganz vergessen?

Ich zitterte; meine Thränen brachen hervor.

„Warum haben Sie mich in drei langen Jahren ohne alle Nachricht gelassen?

Ich ehrte Ihren Befehl, Herr Graf! Ich sollte todt für Sie sein.

„Und meine Angst, meine Trauer um Sie

haben Sie nicht bedacht! Sie haben ihr Wort streng gehalten!"

Ich war versorgt; warum sollte ich Ihre Ruhe stören, die mir theurer ist als mein Leben?

O Sophie! rief er: Du liebst mich noch!

„Konnten Sie daran zweifeln?" Er schlang seine Arme um mich; ich sank verstummend an seine Brust.

„Sophie! Du kannst jetzt mein werden! Willst du es auch?"

Ich will Alles, was Sie glücklich machen kann!

„Mein Weib, Mutter meiner Kinder —"

Dein, auf ewig dein! rief ich. Wir hielten uns schweigend umfaßt; es waren heilige Augenblicke, in denen alle Leiden der Vergangenheit versanken.

Wehlau erinnerte sich zuerst, daß wir nicht allein waren. Er bot mir den Arm, wir folgten den Uebrigen, die wir am Eingange des Gartens auf uns wartend fanden. Wehlau's Zustand, der ihm nicht erlaubte schnell zu gehen, mußte unser Zurückbleiben entschuldigen. Es war auch mitunter so; aber Madame Littens sah mich forschend an, und meine Bewegung konnte ihr nicht entgehen.

Wir kamen nach Hause. Herr Littens zeigte große Freude, den Grafen kennen zu lernen.

Ueberhaupt behandelten ihn diese würdigen Menschen mit einer so freundlichen Achtung und zugleich mit so viel Herzlichkeit, daß ich wohl merken konnte, sie erriethen zum Theile, was zwischen uns vorgegangen war. O, welch ein schöner Abend war dies nach drei schmerzlichen Jahren!

Gestern Morgens kam Wehlau wieder. Er entdeckte meinen Pflegeältern seine Gesinnungen, seine Wünsche. Ich sah wohl, daß der Gedanke, mich zu verlieren, ihnen bitter war; aber die Rücksicht auf mein Glück überwog jedes selbstische Gefühl. Knieend, wie vor eigenen geliebten Aeltern, empfing der edle Wehlau meine Hand aus der ihrigen; sie segneten uns, wir waren ihre Kinder. Nun wird Wehlau in sie dringen, daß sie ihren halb entworfenen Plan ausführen, und sich in unserm Vaterlande ankaufen. Ich werde meine holden kleinen Engel wieder sehen, sie werden mein sein, mein durch den heiligsten Namen, der mir das Recht giebt, mein Leben und alle meine Kräfte für ihr und ihres Vaters Glück zu opfern. Alle Leiden, alle Opfer sind vergessen. Er ist mein! Und eine himmlisch schö: Zukunft lacht mir entgegen!

Maria = Zell.

1811.

Eine wohlthätige Stimmung, durch die Zeitumstände erzeugt oder wenigstens genährt, ruft seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit unserer Landsleute von der Bewunderung des Auslandes zurück, führt sie mit sanfter Hand in's Eigenthum, lehrt sie betrachten, was sie besitzen, und schätzen und lieben, was die Vorsicht ihnen reichlich geschenkt hat. Bessere, kräftigere Geister weisen uns mit stolzem Muth auf eben diese Bahn, auf der sie bereits glänzend voran schreiten. Vaterland und vaterländische Schätze werden uns bekannter, und die Gegenden, in welchen unsere schönsten Tage, die Tage der Kindheit, verflossen sind, uns nun auch in anderen Beziehungen theuer. Schön ist in geschichtlicher, naturhistorischer und geographischer

Hinsicht sehr vieles gethan worden, schon knüpfen sich an die Burgen, Städte, Schlachtfelder des Vaterlandes geschichtliche Erinnerungen, schon sprechen unsere Pflanzen, Gebirge und Naturscenen, von gefühlvollen Reisenden und Naturforschern beschrieben, uns lebhaft an. Alles bekommt Bedeutung und Beziehung. Nicht mehr so achtlos, wie sonst, geht der Oesterreicher durch die Segensfülle hin, mit welcher eine unerschöpflich reiche Natur sein Land geschmückt hat, und erwirbt sich die Achtung des Auslandes, weil er sich selbst achten gelernt hat.

Auch unsere schönen Gegenden, der mannigfaltige Reiz, der das Land in lieblicher Abwechselung von Gebirgen und Flächen ziert, werden seit einigen Jahren betrachtet. Häufige Reisen, besonders zu Fuß, fangen an, zu den feineren Vergnügungen gebildeter Menschen zu gehören. Zeichner und Maler reisen umher, und kommen mit schönen Landschaften bereichert zurück, die in denen, welche diese Gegenden nicht kennen, die Lust erwecken, sie ebenfalls zu sehen, und bei jenen, welche sie gesehen haben, angenehme Erinnerungen zurück rufen. Vielleicht ist unter den kleineren Reisen, die man zu Wagen in dem kurzen Zeitraume von fünf oder sechs Tagen zurück legen kann, keine, welche so vielfache Abwechselung an sehenswürdigen Gegenständen,

so schöne, das Gemüth ansprechende Ansichten darböte, als die Reise von Wien nach dem bekannten Wallfahrtsorte Maria-Zell in Steyermark. Zwar besitzen wir schon in den Zeichnungen auf einer Reise von Wien bis Triest (ich schreibe den Titel aus dem Gedächtnisse) eine sehr anziehende Beschreibung dieses Weges; aber erstens ist jenes kleine Buch bei weiten nicht so bekannt, als es zu sein verdiente, und zweitens kann jede individuelle Ansicht, mit Treue und Wärme aufgefaßt, doch auch wenigstens durch Zusammenstellung, einigen Werth haben. In dieser Zuversicht unternehme ich es, die Reise von Wien nach Maria Zell für das Taschenbuch *) zu beschreiben. Vielleicht erregt sie hier oder dort den Wunsch, diese reizenden Gegenden zu sehen und ihre Vorzüge kennen zu lernen.

Der schönere Weg geht nicht der Poststraße nach über St. Pölten, sondern über Mödling, Heiligenkreuz, u. s. w., jene Straße, welche die Pilger von Wien bei der großen Prozession am Maria Heimsuchungstage nehmen. Bald verläßt man die einförmige Fläche, und dicht hinter Mödling nimmt ein enger Felsenpaß den Wanderer auf. Rechts hinüber, von der Fläche aus

*) Des Herrn von Sartori.

sichtbar, liegt die alte Feste Lichtenstein; links schauen in die Thalschlucht selbst die wenigen Ueberreste einer noch viel älteren Ruine, der Burg Mödling, herab, wo einst österreichische Herzoge vom Babenbergischen Stamme gewohnt haben sollen. Diesen Felsenpaß sowohl, als das ...auf folgende lachende Thal, den Brühl, mit Wiesen, Wäldern und artigen Landhäusern wechselnd, zu beschreiben, würde überflüssig sein. Jeder Bewohner Wiens kennt sie; und im Allgemeinen sind sie dennoch nicht so bedeutend, um eine besondere Erwähnung zu verdienen.

Das Anziehendste sind die Anlagen, die der regierende Fürst Johann von Lichtenstein in dieser Gegend, die zum Theile seinen Namen trägt, angefangen hat. Breite schöne Straßen verbinden die Feste Lichtenstein, die Burg Mödling und ein Monument, welches der Fürst den gefallenen österreichischen Helden in den Schlachten bei Aspern und Wagram hat errichten lassen, und das auf dem Gipfel des höchsten waldigen Berges, in dem Brühl weit herum sichtbar, steht, miteinander, und machen die ganze Gegend umher zu einem großen Park, dessen Parthien nicht mühsam angelegte Häuschen, Tempelchen u. s. w., sondern wahre Ueberbleibsel der Vorwelt, in Trümmern zerfallene Burgen und gigantesk Gebäude sind.

So wie man den Brühl verläßt, vertiefen sich die Thäler, die Berge (wenn man auf dem Wege nach Maria Zell diese Hügel so nennen darf) werden höher, die Ansichten interessanter. Heiligenkreuz, eine Cisterzienserabtei, die man nach anderthalb oder zwei Stunden erreicht, liegt nicht schön. Ein schmales, nicht tiefes Thal, von grasigen Hügeln umgeben, umschließt das Stift und das Dorf, zu wenig wild, um dieser engen Begrenzung einen romantischen Charakter zu geben, und doch zu drückend, um freundliche Bilder zu gewähren. Im Stifte selbst werden ein großer Kreuzpartikel und der bleierne Springbrunnen als Merkwürdigkeiten gezeigt. Wichtiger ist, daß Friedrich der Streitbare, der letzte Herzog von Oesterreich aus dem Babenbergischen Stamme, hier begraben liegt. Das vaterländische Taschenbuch für 1811 enthält seine Lebensgeschichte, von Meisterhand entworfen; und es wäre daher überflüssig, hier noch etwas über diesen heldenmüthigen Fürsten zu sagen. Ewig zu bedauern bleibt, daß seine Statue, in Lebensgröße auf dem Grabsteine ruhend, bei den Einfällen der Türken ganz verstümmelt und entstellt worden ist.

Von Heiligenkreuz über Alland bis zum Hafnerberg geht der Weg bald durch engere, bald durch weiter gedehnte fruchtbare Thäler, mit

waldigen Hügeln begrenzt. Auf dem Gipfel des Hafnerberges steht eine niedliche Kirche, deren weiße Mauern vor dem dunkeln Hintergrunde des Waldes schon von weiten die Blicke auf sich ziehen. Wenn der Gipfel erreicht ist, senket sich die Straße im Zickzack sanft den Berg hinab. Sie ist erst vor zehn Jahren vom Kaiser Franz angelegt worden. An manchen Orten mußte sie untermauert, an manchen in den Felsen gesprengt werden, um ihr die erforderliche Breite und Festigkeit zu geben. Am Fuße des Hafnerberges liegt der Flecken Altenmarkt. Hier hält man gewöhnlich an, um zu speisen, indessen die Pferde gefüttert werden.

Nach dem Essen geht der Weg durch immer schönere Gegenden bis zu dem niedlichen Markte Hainfelden. Man kommt hier meistens schon gegen Abend an. Die Sonne sinkt hinter waldigen Bergen hinab, die Wiesen kleidet tieferes Grün, der Gelsenbach begleitet und durchschneidet zuweilen die einsame Straße. Immer höhere Berge steigen bei jeder Wendung derselben empor — allmählig wird es dämmernd; einzelne Landleute kehren mit dem Pfluge vom Felde zurück, in den Hütten entglimmen Lichter, hier und dort lodert durch die Dämmerung das Feuer vom häuslichen Heerd. Am tiefen Blau des Himmels treten einzelne Sterne hervor, und nur

die Spitzen der Berge zeichnen sich noch deutlich in der helleren Luft, in welcher der letzte Wiederschein des Tages glänzt.

So fährt man still durch die stille Nacht; immer enger wird das Thal, immer steiler die Berge zu beiden Seiten. Jetzt hat man den Punkt erreicht, wo die Wallfahrtsstraße sich mit der Poststraße vereinigt, und nun rauscht auf einmal, statt des flach ausgegossenen Baches, die wilde Traisen durch die Finsterniß neben dem Wagen her. Man ist tief in engen Waldthälern eingeschlossen. Der Nachtwind sauset geheimnißvoll durch die Bäume, die Sterne des Himmels spiegeln sich in den Fluthen der Traisen und unzählig verstreut, hier am Wege, und dort im nächtlichen Gebüsche, flimmert des Feuerwurms grünliches Licht, bald beweglich durch die Dunkelheit schwebend, bald das Gras umher mit stillem Glanze bestrahlend.

Der weißliche Schein von Mauern zeigt endlich, daß man sich einem bewohnten Orte nahe; das laute Brausen des Wassers über Räder und Wehren, das Pochen der Hämmer verkünden die Nähe von Eisenwerken.

Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier;

Das Mühlrad, von der Fluth gerafft,
Umwälzt sich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Tacte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam vor den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Schiller.

Es ist Lilienfeld und die Gewehrfabrik, deren zahlreiche Gebäude bereits eine Art von Dorf ausmachen. Man fährt mitten durch. Nun erheben sich, halb sichtbar durch die Dunkelheit, die großen Massen des Cisterzienser-Stiftes Lilienfeld, das im vergangenen Herbste ein Raub der Flammen geworden ist. Aber hier ist dem Wanderer nicht bestimmt zu bleiben, und der Weg geht durch ein zu dem Stifte gehöriges Gebäude durch, und man fährt auf's neue zwischen Bergen und Wäldern an dem Ufer der Traisen fort bis zu dem einsamen Wirthshause, Am Steg genannt, das eine starke Viertelstunde vom Kloster in einem engen, aber höchst lieblichen Thale liegt. Hier findet man ein freundliches Haus, reinliche Zimmer und Betten und sehr ordentliche Kost. *)

*) Diese Bemerkung paßt jetzt nicht mehr, denn jenes Wirthshaus ist ganz herabgekommen.

Das Geräusch der Traisen, die wenige Schritte vom Hause vorbei strömt, das Sausen des Windes im nahen Walde wiegen in sanften Schlummer.

Am Morgen ist die Scene verwandelt. Heller Sonnenschein zeigt die Reize des schönen Thales; der erste Blick fällt auf grün bekeidete Berge, wo sonnige Wiesen und reiche Wälder wechseln. Balsamische Luft weht von da herüber; man fühlt sich zu regerem Leben erwacht, und mit froher Erwartung noch höherer Freuden setzt man die Reise fort.

Wenn es die Zeit gestattet, bleibt man auch wohl einen Tag hier, und besieht die Merkwürdigkeiten des Stiftes, die Kirche, das alte Dormitorium, wo im dreizehnten Jahrhunderte, nachdem Herzog Leopold vom Babenbergischen Stamme es gestiftet hatte, die ersten Mönche noch alle zusammen in dem hallenden langen Saale schliefen, bis die Strenge des Winters in den Waldgebirgen sie belehrte, daß hier nicht der milde Himmel des südlichen Frankreichs walte. Auch die Gewehrfabrik ist sehenswerth; und überhaupt geht hier leicht ein schön genossener Tag zwischen Betrachtungen und Spazierengehen hin.

Am Morgen der Abreise wird früh aufgestanden. Noch ist die Sonne nicht im Thale

erschienen, obwohl die Spitzen der Berge schon von ihren Strahlen vergoldet sind. Nebelschleier heben sich aus den tiefen Thälern, und ziehen, vom Morgenhauche getragen, an den schwarzen Wäldern hinauf, zerfließen auf den Gipfeln der Berge in unsichtbaren Duft, oder bilden kleine Wölkchen, die leicht durch die tiefblaue Luft segeln. Man fährt ab; feuchtkalt weht es aus den schattigen Thälern her, aus welchen noch kein Sonnenstrahl die Nachtkühle verscheucht hat. Gern hüllt man sich in schützende Gewänder, und schaudert doch immer fort. Endlich steigt die Sonne empor; sie erscheint auf den Gipfeln der Berge. Mild und belebend fällt ihr goldenes Licht in das verschlossene Thal, und schimmernd mit tausend Tropfen, die an den zarten Halmen schwanken, liegen die Waldwiesen vor uns. Die Sonne trinkt den Thau auf, und wie leichter Rauch schwebt es nun über dem Grase, wie der Rauch eines Morgenopfers, mit dem die stillfeiernde Natur den Schöpfer ehrt.

Immerfort am Ufer des Waldstroms, der uns den Weg in die hohen Gebirge weiset, aus denen er kommt, wendet sich die bequeme Straße durch mannigfaltig gekrümmte Thäler, die bald hell im Sonnenscheine strahlen, bald mehr als zur Hälfte von himmelnahen Felsen beschat-

tet sind. An Einem Orte steigt der Weg am Abhange eines Berges durch Tannenschatten empor; tief unten durch die Bäume, die den Abhang bekleiden, sieht man den Waldbach dahinströmen, bis der Weg sich wieder senkt und gemächlich am Ufer fortläuft.

Türnitz ist nun der nächste Ort, ein freundlicher Flecken, in einem rings begrünten engen Thale. Indessen den Pferden Heu gegeben wird, umringen Frauen mit allerlei niedlicher Drechslerwaare den Wagen; sie bieten Strickröhrchen, Nadelbüchschen, Tabaksdosen, Bonbonieren, alles zierlich aus wohlriechendem Wachholderholze geformt, auch Rosenkränze und Heiligenbilder, die uns zuerst erinnern, auf welchem Wege wir uns befinden, zum Kaufe an.

Gern nimmt man diese artigen Kleinigkeiten, die meistens sehr wohlfeil sind, und denkt dabei an seine Freunde; denn es ist Sitte, jedem Hausgenossen und jedem wertheren Freunde etwas von Maria Zell, oder wenigstens von der Reise dahin, mitzubringen. Ueberdies ist noch im Anfange des Fleckens ein Drathzug angelegt, den man besehen, und, während die Pferde sich erholen, die Zeit recht angenehm zubringen kann.

Drei Viertelstunden hinter Türnitz ungefähr

werden die Felsen kahler, schwoffer. Es öffnet sich ein schmales Thal, durch welches der Bach strömt; und auf seinen beiden Ufern liegen eine Menge netter Häuser und Häuschen, wie ein zerstreutes Dorf. Das ist die Glasfabrik. Am überraschendsten schien mir jederzeit der dem schönen Wohnhause gegenüber liegende Garten. Auf einer Anhöhe, halb in die Felsen gehauen, laufen schmale Gänge mit Blumenbeeten und Pfirsichbäumen hin, und in dem der Mittagssonne geöffneten Treibhause prangen hier, mitten im Gebirge, am Fuße der Alpen, manche Blumen der milderen Zonen. Es lohnt der Mühe, hier abzusteigen, und die Fabrik zu besehen, das Schmelzen in der vulkanischen Gluth des Ofens, in die man nicht hineinzusehen im Stande ist, die Behandlung des flüssig glühenden Glases, wie eines dehnbaren Teiges, das Biegen in Formen, und endlich, wenn das Glas fertig ist, alle die Vorrichtungen, um es zu schmücken, indem es geschliffen, geschnitten, oder brillantirt wird.

Eine Stunde hinter der Glasfabrik schließt sich auf einmal das Thal. Kein Ausweg erscheint — aber senkrecht steht der himmelnahe Annaberg vor uns; und obwohl er bis zum Gipfel mit Feldern, Büschen und Wiesen begrünt ist, faßt den Wanderer doch eine Art

von Grauen, wenn er bedenkt, daß nur über ihn der Weg fortführen kann.

Nicht leicht wird der Contrast des friedsamen Dörfchens auf dieser schwindelnden Höhe und der Gedanke, zu ihm empor klimmen zu müssen, seine Wirkung auf das Gemüth des Reisenden verfehlen. Mit einer seltsam gespannten Stimmung betritt man den Fuß des Berges. Hier hält unter einem Strohdache die Vorspann, deren man bedarf, um diesen und die folgenden Berge zu befahren. Meistentheils werden die eigenen Pferde ausgespannt, und gemächlich vom Kutscher über die Berge geführt oder geritten, und man fährt mit den fremden, die des Bergsteigens besser gewohnt sind. Um die Schönheiten dieses Theiles der Reise zu genießen, muß man aber den Wagen verlassen, und zu Fuße den Berg empor klimmen. Auch hier, wie so manches Mal im menschlichen Leben, verschwindet die gefürchtete Beschwerlichkeit bei genauerer Kenntniß, und man sieht, daß man sich von einer Idee hat schrecken lassen, der die Wirklichkeit nicht entspricht.

In weiten Krümmungen, langsam und gemächlich, schwingt sich der Weg um den Berg herum. Zuerst begleiten uns an beiden Seiten

Häuserreihen, die nach und nach einzeln werden, und endlich ganz aufhören.

Ueppige Kornfelder wallen, von einem frischen Bergwinde durchschauert, am Abhange hinab. Links umfangen uns die willkommenen Schatten eines reichen Waldes; — man steigt fröhlich aufwärts, bleibt athmend stehen und sieht mit Lust auf den zurück gelegten Weg und die Gegend umher, auf die Wohnsitze der Menschen, die da unten so klein und unscheinbar liegen, auf die wallenden Saaten und auf die gegenüber stehenden Berge, wo lebendige Hecken die Wiesen und Felder einfriedigen, und so den ganzen grünen Rücken wie in Gartenbeete theilen. Ungefähr in der Mitte des Weges im kühlesten Schatten rauscht ein heller Bergquell aus einem Stein am Wege hervor; die schönsten, seltsamsten Blumen, die der Flächenbewohner nicht kennt, umduften seine klare Fluth. Hier ruht man eine Weile im Genusse dieser hohen, schönen Natur, noch schöner durch die Einsamkeit und hehre Stille, die uns umgeben.

Die Sonne steht hoch am Mittage, wenn man am Fuße des Annabergs ankommt. Es ist Sommer, gewöhnlich Julius oder August — die bequemste Zeit zu Gebirgsreisen — und man muß den größten Theil des Weges in der offenen Sonne machen, da der Wald die Straße nicht

überall begleitet. Dennoch fühlt man keine Ermüdung. Leicht und belebend wirkt die reine Gebirgsluft. Hier, erhoben über den Qualm und Dampf der niederen Athmosphäre, in beſſeren Regionen, ſcheint auch die Laſt des Körpers weniger zu drücken, der freie Geiſt ſeine Feſſeln weniger zu fühlen. Man ſteigt raſch empor; und wenn auch der Sonnenſtrahl die Wangen brennt und Schweiß die Stirne decket, ſo reicht das Fächeln des ſtärkenden Windes hin, dieſe vorübergehende Gluth zu kühlen.

Eben verkündet die Glocke der kleinen Kapelle auf dem Berggipfel die Mittagsſtunde, wenn man das Dörfchen erreicht, und ſo, wie man nun den langen Weg zurück gelegt und den himmelnahen Berg erſtiegen hat, der, wie man glaubt, der höchſte rund umher ſein muß, ſiehe! ſo erhebt ſich hinter ihm die kahle, ſeitwärts gebogene Spitze des noch viel höheren Oetſchers, und man ſieht ſich mitten in der Alpenwelt.

Hier auf dem Annaberge wird Mittag gemacht. Friſche Erdbeeren, kaum blühendes Korn mitten im Julius, Haferfelder, die bei Weitem nicht alle reif werden, zeigen uns, daß wir uns in einem von der Fläche ſehr verſchiedenen Klima befinden; aber ſelbſt dieſe Verſchiedenheit hat einen geheimen Reiz. Eine

seltsame Stille und Ruhe verbreitet sich durch das betrachtende Gemüth. Man fühlt sich über die Sorgen und Mühen der Erde erhoben; die ewigen Felsen, die ernste Natur, alle diese großen Gegenstände sprechen uns mächtig an — der Mensch und sein Treiben und Schaffen verschwinden davor in kleinliche Unbedeutenheit, und man denkt es sich möglich, hier mit Vergnügen leben zu können, so rauh und einsam es auch ist.

Nach Tische geht der Weg über den Joachims-, Josephs- und Sebastiansberg *). Der mittlere ist der höchste; auf seinem Gipfel findet man seine Pferde wieder, und sendet die Vorspann zurück. So hoch er indessen auch ist, so malerisch ein fruchtbares Thal sich beim Herabsteigen vor den Blicken verbreitet, gleicht er doch an seltsamem Reiz und überraschender Wirkung bei Weitem nicht dem Annaberge. Es ist eine gewöhnliche, sehr bequeme Bergstraße, die meistens im Schatten eines Tannenwaldes bis an den Gipfel führt, und manche hübsche Ansichten darbietet. Auf seinem Gipfel, wie auf dem der beiden übrigen Berge, stehen kleine Capellen, und nun breitet sich ein

*) Seit dies geschrieben worden, ist hier der Lassing-Fall bekannt worden, und diese Merkwürdigkeit auf dem Wege nach Maria Zell einzuschalten.

langes, fruchtbares Thal vor uns aus. Hier ist an einem kleinen Flüßchen die Grenze zwi= Oesterreich und Steyermark.

Allmählich sinkt die Sonne gegen das Ge= birge. Seltsam gruppiren sich rings herum die ungeheuren Felsenmassen; das Thal, durch wel= ches die Straße läuft, und aus dem man zu himmelnahen Gipfeln empor blickt, ist selbst nur ein breiter Bergrücken gegen die tiefen Thäler, die sich hier rechter Hand hinab sen= ken. Hinter einer Menge kleinerer Felsenzacken ragt der Riesengipfel des Oetschers hervor. Ein ruhiges, goldenes Licht bekleidet die ganze Gegend, eine feierliche Stille der Erwartung schwellt unsere Brust. Auf einmal schimmern uns vom Abhange eines Berges ein blinkender Thurm und eine große, majestätische Kirche im Abendgolde entgegen; das ist Maria Zell.

Die Straße läuft eben hin, obwohl noch am Orte selbst sich tiefe Thäler hinab senken, aus denen wieder einzelne Hügel empor ragen. Hinter der Kirche steigen die Berge rings um empor, und schließen den Gnadenort und das ganze freundliche Thal in ihren Schooß. Ar= tige Häuser reihen sich zu beiden Seiten der Straße hin; der Marktflecken ist gut gebaut, und sieht sehr freundlich von der Höhe herab ins Thal.

Ueber ihm, und von allen Seiten sichtbar, steht die Kirche da, der Haupt- und Zielpunkt der ganzen Reise und der Gegend weit umher. Was auch immer des Wanderers Ansichten und Glaube sein mögen, so dünkt mich, könne sich doch kein fühlendes Gemüth ohne besondere Empfindungen einem Orte nähern, der seit vielen Jahrhunderten der Gegenstand heiliger Verehrung, kindlichen Vertrauens und gläubiger Hoffnung war, wo Viele Trost gesucht, und Viele ihn gefunden haben.

Mit ernsten Betrachtungen betritt man den weiten Vorhof, der die Kirche umschließt. Die Bauart derselben scheint mir nicht vorzüglich; sie macht wenigstens von außen keinen weder großen noch angenehmen Eindruck, ist nicht recht modern und doch nicht Gothisch, nicht in Italiänischem, nicht in irgend einem anderen schönen Style. Das Thor ist ganz alt, mit dünnen Gothischen Säulen in einem Halbzirkel vertieft, wie gewöhnlich die Eingänge sehr alter Kirchen; und eben so alte Basreliefs über demselben stellen die Wirkungen des Gnadenbildes in wunderbaren Heilungen u. s. w. dar. Zu beiden Seiten stehen die zwei ziemlich neuen Statuen der beiden Fürsten, Heinrich von Mähren und Ludwig von Ungarn, der ersten Finder

und Stifter dieser Kirche. Inschriften am Fußgestelle belehren über ihre Schicksale.

Es ist Abend, wenn man nach Maria Zell kommt; die Dämmerung fängt an, aus den Thälern empor zu steigen. Auf dem Platze vor der Kirche selbst ist es noch ziemlich hell, in der Kirche aber herrscht bereits tiefes Dunkel; und mitten in diesem Dunkel, das uns umfängt, bricht ein helles, blendendes Licht aus der kleinen Capelle in der Mitte der Kirche, wo das Marienbild, von schimmerndem Gold und unzähligen Lichtern umgeben, wie auf einem Sitze der Herrlichkeit thront.

Am andern Morgen, der gewöhnlich der Andacht gewidmet ist, besieht man die Schatzkammer und die wenigen Merkwürdigkeiten des Orts. Rund um die Kirche ist eine Art Messe. In unzähligen Buden werden hier alle Bedürfnisse eines Wallfahrtsortes, Rosenkränze, Heiligenbilder, Rauchwerk, Gebetbücher, aber auch Türnitzer Drechslerarbeiten und kleines Spielzeug verkauft. Sonderbar ist es, daß von jeder Art Waaren mehrere Buden da sind, in denen genau dasselbe verkauft wird, so daß von einer Wahl gar nicht die Rede ist.

Spaziergänge sind sehr schöne um den Markt herum; einer der schönsten ist der an dem Erlaphsee, ungefähr drei Viertelstunden von Zell,

der durch einen nicht sehr dichten Wald, wo Erdbeeren und fremdartige Blumen Wohlgeruch verhauchen, in ein einsames Thal führt, dessen Tiefe der Spiegel eines klaren Sees ausfüllt. Mitten durch die dunkelgrünen Wellen zieht sich der silberstrahlende Strom der Erlaph, und man nimmt deutlich seine Strömung durch die ruhigere Fluth des Sees wahr. An seinem Ende ist eine Fischerhütte, wo man gute frische Milch bekommt, und, auf duftende Wiesen gelagert, den stillen Wasserspiegel, die umgrenzenden Berge mit ihren Wäldern und den Abendhimmel, der in seiner Tiefe zittert, sehen kann.

Die gewöhnliche Weise der Reisenden ist aber, Nachmittags in's Gußhaus zu fahren. Der Weg führt über den hohen Berg, auf dem Zell liegt, hinab durch das enge Waldthal, aus dem der runde, buschige Hügel hervor ragt, der auf seiner Spitze die Simons- oder Sigmunds-Capelle trägt. Es lohnt der Mühe, auch diese Fahrt zu machen; denn sowohl der Weg durch das Thal als auch das Gußwerk, wo Kanonen, Kugeln, große Kessel u. s. w., und jetzt auch allerlei kleine Basreliefs und Geräthschaften von Eisen gegossen werden, sind sehenswerth. Ueberhaupt aber bieten die Umgebungen dieser wildschönen Oerter Stoff ge-

nug d..r, um hier zwei und mehr Tage, wenn man sich länger aufhalten kann, angenehme Beschäftigung und Genuß zu finden.

Die Rückreise kann man der Abwechselung wegen auf einem anderen Wege machen. Es führt nämlich eine zweite Straße von Zell über den Höllenseigriegel und Hohenberg nach Lilienfeld. Sie ist kürzer, und hat nur Einen Berg, der aber seinen furchtbaren Namen wohl verdient, denn der Weg geht immer am steilen Abhange hin. Rechts steigen meist kahle Felsen empor, links senket sich eine jähe Tiefe, in welcher die Salza sich mit wildem Geräusche durch Sträuche und Felsentrümmer einen Weg bahnt. Hier müssen am Fuße die Pferde ausgespannt, und Ochsen vorgelegt werden, weil der Weg schlecht, und wegen der vielen Felsenplatten, die der Regen auf dem jähen Abhange leicht entblößt, für Pferde nicht sicher genug ist. Hat man aber einmal den Gipfel erreicht, dann senket sich der Weg sehr gemach durch lauter Wälder und liebliche Schatten bis tief in's Thal, wo das kleine Dörfchen St. Aegidii liegt. Etwas seltsam sind die Felsenmassen, die man bei'm Herabsteigen über den Höllenseigriegel von allen Seiten auf den Gipfeln der Berge erblickt, und die so täuschend Ruinen von zerfallenen Schlössern gleichen, daß

man Mühe hat, sich zu überreden, man sehe hier kein zerstörtes Menschenwerk, sondern ein sonderbares Spiel der Natur vor sich.

Nach einem Wege von einer Stunde kommt man in ein liebliches Thal, das ein klarer Bach durchströmt. Rechts tritt aus der Bergreihe ein hoher, rings umher mit Wald bewachsener Berg hervor, auf dessen Spitze man ein zerfallenes Schloß erblickt. Das ist Hohenberg, der ehemahlige Sitz eines gräflichen Hauses. Der Letzte dieses Stammes liegt im Kreuzgange zu Lilienfeld begraben. Das Schloß selbst so wie die ganze Gegend und die großen Waldungen weit umher, bis rückwärts nach Maria Zell, gehören dem Grafen von Hojos. Die Ruine selbst ist so zerfallen, daß man sich kaum noch eine Vorstellung von ihrer ehemaligen Gestalt machen kann; aber die Aussicht in das Thal ist vortrefflich, und belohnet die Mühe des Heraufsteigens. Von hier erreicht man Lilienfeld in zwei Stunden.

Die Geretteten.

Eine Idylle.

Heim aus der ſtärkenden Luft des winterlichen Spaziergangs
Durch die keimenden Saaten gekehrt und den lichteren Buchwald,
Saßen im Dämmerſchein des ſtille verlöſchenden Tages
Traulich, des glücklichen Dorfs verehrter Gebieter, der Freiherr,
Und ſein treffliches Weib Amalia. Blühende Kinder
Scherzeten ſpielend um ſie, und auf gepolſtertem Schämel
Lag die geſchmeidige Katz' und ſchnurrte behaglich im Schlafe.

Aber trübe Gedanken bewegten und mancherlei Sorgen
Jetzo der Gatten Gemüth. Des Krieges blutige Flamme,

Welche ſo nah ihr ſtilles Gebiet, das lange geſchonte,
Furchtbar lodernd umgab, des Jahres ſchauriger Ausgang,
Und die Zeit, an Ereigniſſen reich, und was ihr im Schooße
Ruhte, des Hauſes Geſchick und des Vaterlands und der Menſchheit,
Waren ihr ernſtes Geſpräch, noch mehr der theuern Verwandten
Trauriges Loos, die ſeufzend jetzt des drückenden Feindes
Laſten trugen, mit zagender Angſt erwartend ihr Schickſal.
Und es blutet' Amalia's Herz, wenn der Jugend-Geſpielin
Sie in den Tagen der Noth gedachte, des ſchüchternen, ſanften
Julchens, mit welcher ſie einſt als früh verlaſſene Waiſe
Sorglich erzogen ward von Juliens Mutter, die zärtlich
Ihrer verlorenen Schweſter Bild in dem Kinde noch liebte.
Zwar als der ſiegende Feind, dem ſchönen Lande ſich nahend,
Seines Heeres gewaltige Fluth ſchon über die Grenze

Wälzte, schrieb ihr Amalia gleich, und bot der Geliebten
Und der verehrten Tant' ihr Haus zur sicheren Zuflucht;
Denn noch schützeten sie der Donau heilige Fluthen
Damals, scheidend das stille Gestad' und des Gatten Besitzthum,
Schöne Gefilde voll Ruh, von des Kriegs unseligem Schauplatz.
Aber noch harrt' Amalia bang der tröstenden Antwort,
Ungewiß, ob ihr Brief in der allgemeinen Verwirrung
Sicher zur Freundin gelangt, ob die Freundin wieder geschrieben.

Als sie noch sprachen, da hielt ein Wagen rasselnd im Schloßhof.
Stimmen ertönten von unten herauf und freudiges Rufen,
Und sie eilten hinaus an die Fenster des Saals und erkannten,
Von den Bedienten des Hauses umringt, von Fackeln umleuchtet,
Schnell den Wagen der Tant' und den Jagdzug. Voller Verwundrung
Standen sie noch und bestürzt, da sahn sie, von der betagten

Kammerfrau und Johann dem treuen Jäger
begleitet,
Welcher als Kinder so oft die Fräulein ge-
schaukelt, im Walde
Beeren für sie gesucht, und manchen Vogel ge-
fangen,
Julchen, das holde Geschöpf, dem Reisewagen
entsteigen.

Als sie die Freundin erblickte, da eilt' Ama-
lia freudig,
Sie zu empfangen, hinab, und wie von Bru-
der und Schwester
Ward von dem trefflichen Paar sie mit war-
mer Liebe bewillkommt.
Fröhlich umhüpften die Kinder die Kommen-
den, küßten und herzten
Bald das gefällige Julchen, und bald den rü-
stigen Alten,
Den von der Tante Schloß sie kannten und
liebten. Der Freiherr
Und Amalia grüßten nun auch die gute The-
rese
Und den treuen Johann, und hießen sie freund-
lich willkommen.
Aber nachdem der Baron für Pferd' und Wa-
gen und Leute,

Sorglich Befehl ertheilt und alles geordnet, da führten
Sie im Triumphe den lieben Gast hinauf in die Zimmer.

Herzlich umarmten sich hier die Freundinnen wieder, und während
Julchen aus Bärenmuff und Pelz und schirmendem Schleier
Sich mit Amaliens Hülf entkleidet', ergoß sich in Fragen
Und in freundlichem Forschen das Herz der lange Getrennten.
Und das sanfte Julchen begann mit lieblicher Stimme:
„Wie es die Zeit uns erging, ihr Lieben, und was wir erduldet,
Wie viel Drangsal, Noth und Schrecken und Schmach und Gefahren,
Fordert nicht, daß ich getreu euch schildere! Manches vergaß ich
Wirklich im raschen Gedräng der stets sich wandelnden Scenen,
Manches begrub mit Bedacht ich in ew'ger Vergessenheit Dunkel;
Denn es empört sich mein Herz bei den schrecklichen Bildern, und schauernd

Bebet die Seele zurück, den alten Schmerz zu erneuern.
Ach, ihr lebet in Ruh! Ihr Ueberglücklichen wißt nicht
Ahnet das Elend nicht, das uns Gequälten der Krieg bringt!
Wie so Manche, vom Feinde gedrängt, die heimischen Fluren
Fliehn und das süße Gefild, wo zuerst ihr Auge das Licht sah!
Andere kaum aus der Gluth, die ihre Habe, die Hoffnung
Ihrer Kinder verzehrt, das nackte Leben sich retten!“

„Aber,“ fiel in die Red' ihr Amalia, „sage mir, Liebe!
Warum flohest du nicht, den Gräuelscenen entweichend,
Längst herunter zu uns in die stille Gegend, wo sehnlich
Dein und der gütigen Tante wir harreten? Traf dich mein Brief nicht,
Wo zur Rettung und Flucht ich euch so dringend ermahnte?“

„Wohl erhielt ich den Brief,“ erwiederte Julchen; „doch, Liebe,

Weiß denn immer der Mensch, was in künftigen Tagen ihm frommet?
Oftmals faßt er den Schluß nach langer Prüfung, den besten,
Weislichsten. Siehe! Da wendet sich schnell der Ereignisse Rad um,
Und in Thorheit verkehrt ist sein klügstes Sinnen und Trachten.
Also erging es auch uns. Wie sich dem Lande die Feinde
Näherten, dachten wir nicht zu fliehn; es standen die Unsern
Noch an den Felsengestaden des Inn, in den Bergen von Salzburg.
Auch war auf jeglichen Fall, was immer das Schicksal uns brächte,
Und der menschenverderbende Krieg, die Mutter entschlossen,
Nicht zu verlassen ihr Schloß und die Unterthanen, und redlich
Gutes mit ihnen zu theilen und Böses, immer noch hoffend,
Daß, in der Ihrigen Schooß und in eignem Besitze sie findend,
Sie mit Achtung der Feind und schonender Milde behandle,
Ehrend das schöne Vertraun und des Gastrechts heilige Sitte.

Aber uns lebt' in der Bruſt noch ſtets ein Schimmer von Hoffnung,
Drohung nur ſei die Gefahr, es werde der göttliche Friede,
Retten das Land, und das reiche Gefild vor Verheerung bewahren.
Ach, nur zu bald entſchwand die ſüße Täuſchung, und furchtbar
Weckt' uns die Wirklichkeit auf mit ihren Schrecken! Die Feinde
Drangen ſiegend heran, und, mit dem Muth der Verzweiflung
Kämpfend, zog ſich das Heer von allen Seiten zurücke.
Bald dann eilt' es in fliegender Haſt, mit Roſſen und Wagen,
Mit Gepäck und Geſchütz und Verwundeten durch die erſchrocknen
Dörfer hinab. Wir ſahen den Zug. Der Verwundeten Wimmern
Und der Weiber Geheul, die Verwirrung, das wilde Gedränge —
Nimmer wird das entſetzliche Bild aus der Seele mir ſchwinden!
Kaum daß die Häuſer des Dorfs und des Schloſſes Gemächer die Menge
Faſſeten, welche ſich täglich erneuete durch Kommen und Fortziehn.

Aber wir trugen es gern. Es waren ja Brüder und Freunde,
Unser tapferes Heer, das uns so lang, so mächtig
Schützete. Willig spendeten wir, was wir immer vermochten,
Warme Speisen und Wein und weiche Betten und Linnen,
So nach Kräften erleichternd das Loos unglücklicher Krieger.
Doch wie jetzo der Feind dem Dorfe nahte, die Unsern
Sich mit der letzten Macht entgegen stämmten, und donnernd
Nun das Gefecht an der Gartenmauer und unter den Fenstern
Unserer Zimmer begann — das, Liebe, laßt mich verschweigen!
Laßt mich des schrecklichen Tags Erinnerung ewig vergessen,
Der die Besinnung mir, der fast das Leben mir raubte!“

Hier schwieg Julchen erschöpft. Es flossen Amalias Thränen,
Und der Freiherr drückte die Hand des leidenden Mädchens

Schweigend und mitleidsvoll. Und nun begann sie von Neuem:
„Siegreich zogen die Feind' in's Schloß. Wir empfingen voll tiefen
Unmuths, doch mit Artigkeit sie, wie Besiegten es ziemet
Forschend nach ihrem Befehl', und den fremden Geboten uns fügend.
Und sie wählten sogleich die schönsten Zimmer im Schlosse,
Jene freundlichen, welche du kennst, mit der prächtigen Aussicht
Ueber den spiegelnden See bis an die Felsen des Traunsteins,
Schalteten dort als Gebieter und Herr'n, und was sie nur heischten,
Was sie voll Uebermuth mit trunkenen Sinnen begehrten,
Mußten, wie theuer es war, wie selten, wir ihnen verschaffen.
Bald ertönte das stille Schloß, der ruhige Wohnsitz,
Nur von Gelagen und Schwelgerein und nächtlichen Schmäusen,
Welche das Auge noch sah des spät erwachenden Tages.
Mancher Frevel auch wurde verübt. Bald reizte des Landvolks

Unbesonnene Kühnheit den Feind; dann loder-
ten Hütten,
Scheuern und Speicher empor mit heller
Flamme zum Himmel,
Oder man fand im Wald die Leichen der er-
schlagenen Feinde,
Und wir zitterten bang vor der Ihrigen Rache.
So brachte
Jeglicher Tag uns neue Gefahr und neues
Entsetzen.
Sichtbar litt mein Gemüth und meine Gesund-
heit. Die Mutter
Sann nun ernstlich darauf, mich zu entfernen,
und jetzo,
Da ein glücklicher Tag den ersten Schimmer
des Friedens
Unserm seufzenden Lande gebracht, und das
Waffengetümmel
Nun auf einige Wochen verstummte, sandte sie
eilig
Mit Johann und Theresen, den treuen Seelen,
die manches
Liebes und Leides erlebt und erduldet in unse-
rem Hause,
Mich herunter zu euch. O, wie ist alles hier
anders!
Wie so ruhig und still! Euch, Glückliche, äng-
stet der Feind nicht,

Störet kein Schrecken, kein Gräul im Genuß des häuslichen Friedens!
Alles iſt unverſehrt, und alles verkündiget Ruhe!“

„O mein Julchen! Die Ruh hat uns ein Engel gegeben!“
Rief Amalia ſchnell mit freudeſtrahlenden Blicken:
„Denn das wird er uns ewig ſein, ein Engel des Friedens,
Welcher das zitternde Land beſchirmete, und der Verwüſtung
Schrecklich droyendem Strome gebot: Hierher, und nicht weiter!“

„Ja,“ fiel ein der Baron, „und der ſieben und zwanzigſte Morgen
Dieſes Monds, der ſo ſchrecklich begann, und nun ſo voll ſchöner
Hoffnungen endet für uns und die ganze leidende Menſchheit,
Soll mir ein Feſttag ſein. So oft die rollenden Stunden
Wieder zurücke den Tag, den unvergeßlichen, bringen,
Wollen wir unſerer Rettung uns freun, der erhaltenen Ruhe,

Des gesicherten Glücks, und das Angedenken des besten,
Menschlichsten Helden mit Dank begehn und inniger Rührung.
Herrlich strahlet der Tag bei Zürch, und jener bei Würzburg
Hin bis zur fernsten Zeit des Enkels; aber im mildern,
Wärmeren Lichte glänzt die Morgenröthe des Friedens,
Die, ein freundlich Gestirn, Verkünderin besserer Zeiten,
An dem Himmel voll Nacht der Arm des Helden herauf führt,
Und ihm schlingt um das Lorberreis und die Krone von Eichlaub,
Die der Erhaltenen Leben ihm dankt, sich der friedliche Oelzweig."

„Sehet ihr wohl," rief Julchen jetzt, indem ihr ein heitres
Lächeln die Züge verklärt', und die feuchten Augen ihr glänzten,
„Seht ihr, daß ich mit Recht euch überglücklich gepriesen?
Er, der Stolz der Zeit, des Vaterlandes Erretter,

Er, so groß als Held wie als Mensch, wird in enerer Mitte
Wohnen, ihr werdet ihn sehn, ihr werdet mit stolzer Freude
Fühlen, daß er euch angehört! O, in unseren Leiden,
Unter dem härtesten Druck des Siegers war es uns Labsal,
Trost und Vergnügen, sein Lob, das unbefleckenste, reinste,
Aus dem Munde des Feinds zu hören! Neulich beim Mahle,
Ach, wie ward mir das Herz so groß, wie schlug es so freudig,
Als sein Name, sein Ruhm von ihren Lippen ertönten,
Als sie uns sagten, nur ihm, nur seinen Tugenden dankten
Wir der ruhenden Waffen Glück und die Hoffnung des Friedens!“

„Ja, die danken wir ihm; und wer für häusliche Freuden,“
Rief der Freiherr aus, „für vaterländische Sitte,
Für den eigenen Heerd Gefühl hat, wird sie ihm danken,

Wird mit Ehrfurcht stets und Liebe den theuren Namen
Nennen, und keine Zeit, und keine Verhältnisse schwächen
Ihm in der treuen Brust das Bild der unendlichen Wohlthat.“

„Recht, ihr Lieben! Er wäre nicht werth ein Deutscher zu heißen,
Nicht der Segnungen werth aus des Friedens spendendem Füllhorn,
Könnt' er,“ erwiedert' Amalia drauf, „sie jemals vergessen.
Aber ihr redet so heftig, so viel, und mein leidendes Julchen
Ist von der Reis' erschöpft und dem lange getragenen Kummer.
Komm denn, Liebe, zum Kaffeetisch, und nimm mit dem kleinen
Vesperbrode fürlieb, wie es die Eile bereitet,
Zwar nur ein ländliches Mahl, kein theurer Requisitionsschmaus,
Aber gewürzt durch stillen Genuß, durch Freundschaft und Liebe,
Und die Erinnrung an Ihn, dem wir dies alles verdanken!“

Auf Theodor Körner's Tod.

An die

Frau Appellationsräthin von Körner.

1 8 1 3.

Nein, nicht trocknen will ich deine Thränen —
Das kann niemand zu vermögen wähnen —
Nicht erleichtern dir die bange Bruſt;
Aber mich zu Klag' und Leid vereinen,
Tiefgebeugte Mutter, mit dir weinen
Will ich den unendlichen Verluſt!

Wenn im Innern heil'ge Schmerzen wüthen,
Darf die Freundſchaft keine Tröſtung bieten,
Jedes Wort verletzt ein wundes Herz,
Jeder rauhe Angriff macht es brechen; —
Doch die Mutter darf zur Mutter ſprechen,
Sie verſteht am beſten deinen Schmerz.

Sie weiß, was dir das Geschick entrissen,
Was wir All' mit dir beweinen müssen,
Einen einzigen, und welchen Sohn!
Aufgeschossen stolz in Jugendblüthe,
Rein und stark mit kräftigem Gemüthe,
Der Entnervung seiner Zeit entflohn —

Also stand er hoch vor Deutschlands Söhnen,
Weckte mächtig mit des Liedes Tönen
Die Begeisterung, die ihn durchglüht;
Denn ein schön Geschenk war ihm gegeben,
Auf der Dichtung Flügel aufzuschweben,
In der Menschheit herrlichstes Gebiet.

Nie hat er sein Saitenspiel entweihet,
Nie der Macht, dem Weltsinn Lob gestreuet,
Nie mit heiligem Gefühl gespielt;
Nur sein Vaterland, das Recht, die Tugend,
Und die Gluthen unverdorbner Jugend,
Sang er, wie ein reines Herz sie fühlt.

Und er handelte, wie er gesungen.
Als des Vaterlandes Ruf erklungen,
Riß er los sich aus der Freunde Kreis,
Flog dahin, wo Schrecken und Gefahren,
Wo zehn Streiter gegen hundert waren,
Aber Freiheit auch des Sieges Preis.

Und er ist gefallen! — Wie? Gefallen?
Nimmer laßt dies feige Wort erschallen,
Das des Muthes Spitze lähmend bricht! —
Für ein heilig Recht ist er gestorben,
Hat der Menschheit schönsten Kranz erworben:
Winkelried und Decius fielen nicht.

Ewig lebt der Freiheit edler Fechter,
Ueberdauert schwächliche Geschlechter,
Aller Welt und Zeit gehört er an;
Wenn im Staube Millionen kriechen,
An des engen Herzens Nöthen siechen,
Schwebt er frei auf heller Sonnenbahn.

Sieh, es tritt mit Bruderkuß und Segen,
Ihm der Held von Szigeth dort entgegen,
Blickt mit Achtung seinen Sänger an:
„Du auch hast das Wort, das uns gebunden,
„Tief in fester Heldenbrust empfunden:
„Bis zum Tod, bis auf den letzten Mann!“ *)

„Laß es fort durch Deutschlands Kreise klingen,
„Laß die Herzen dran sich aufwärts schwingen,
„Angeflammt von deiner heil'gen Gluth!
„Was du sangst, du hast es treu geübet,
„Recht und Freiheit bis zum Tod geliebet,
„So strömt für Jahrhunderte dein Blut.“

*) Worte des Schwurs aus dem Trauerspiele Zrinn.

Ja, das ist der bessern Geister Walten,
Nicht geknüpft an irdische Gestalten,
Wirken sie, wenn auch die Hülle sank;
In die Zukunft strahlen sie gleich Sternen,
Und entzünden in der Zeiten Fernen
Herzen noch durch ihres Namens Klang.

So wird dein Verklärter ewig leben!
Wie er fromm sich seinem Gott ergeben, *)
War er eine Gottesgabe **) dir.
Gott hat wieder ihn zurückgenommen,
In die Heimath ist er früh gekommen —
Dieser reine Geist war nicht von hier!

---

*) Sieh sein letztes Sonett.

**) Theodor.

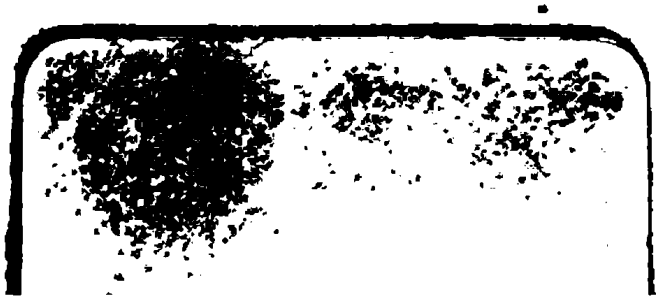
Die Abendglocke auf dem Berge.

Zu der Musik des Freiherrn von Krufft
auf den Text:

Glöckchen tönt von luft'gen Höhen u. s. w.

Abend ist's, mit leisen Düften
Sinkt die Dämm'rung in das Thal,
In den stillen dunkeln Lüften
Tönet nur vom Felsenwall
Feierlich der Glocken Hall.

Wie von steilen Bergeshöhen
Dort der Thurm herunterblinkt!
Und mit dieser Töne Wehen
Alles eitle Sorgen sinkt,
Tiefe Ruh ins Herz mir dringt!

Süße Klänge, mildes Tönen,
In dir löset sich mein Herz!
Und ein unbezwinglich Sehnen
Zieht die Seele himmelwärts,
Ueber Erdenluft und Schmerz.

34651692